Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **39 [i.e. 42] (1960)**

Heft 33

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

AZ Winterthur, 12. August 1960
39. Jahrgang Nr. 33

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Erscheint jeden Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 17 Rp. Reklamen: 50 Rp. — Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. — Inseratenschluss spätestens am Montagabend.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 32 68 17, Postcheckkonto VIII 1027

Italiener wohin?

Ansteigen der Fremdarbeiterkurve

Immer wieder taucht in der Schweizer Presse das Schlagwort «Italiener» auf, immer wieder versucht man, sich für eine Verbesserung der Lebensbedingungen dieser in der Schweiz arbeitenden Hilfskräfte einzusetzen. Zum Teil stossen diese Bestrebungen auf ein missbilligendes Kopfschütteln der Leserschaft, die vorerst einmal unsere eigene notleidende Bevölkerung unterstützt sehen möchte, bevor ausländische Arbeiter in den Genuss unserer Sozialleistungen kommen.

Dabei wird meistens übersehen, dass diese Reformvorschläge nicht allein in einer rein charitativen Einstellung, sondern in nüchternen, praktischen Ueberlegungen wurzeln. Denn in der heutigen Zeit springen die Italiener in Berufslücken, die unsere einheimischen Facharbeiter nicht mehr auszufüllen gewillt sind. Sie sind also nicht nur auf unsere guten Schweizer Batzen angewiesen, die sie in die windelverhängten, blechdachbedeckten Baracken Süditaliens rollen lassen, sondern auch wir brauchen dringend die geschickten, fleissigen Hände unserer südlichen Nachbarn. Und wir werden sie — sobald man mit voller Intensität am Nationalstrassenbau arbeiten wird — in vermehrtem Masse benötigen.

Einige Zahlen sprechen vielleicht eine eindrücklichere Sprache als blosse Behauptungen: während im Januar 1960 in der Schweiz 275 000 Ausländer (inklusive Grenzgänger) beschäftigt waren, wird diese Ziffer auf Ende August hin voraussichtlich auf die hohe Summe von rund 400 000 schnellen, wobei innerhalb dieser imposanten Zahl die Italiener das Uebergewicht haben. In Anbetracht dieser ansteigenden Fremdarbeiterkurve ist es nicht ganz uninteressant, einen kleinen Einblick in die Mentalität, die Probleme und Wünsche dieser ausländischen Hilfskräfte zu geben. Hier eröffnet sich gerade für uns Frauen, ein Tätigkeitsfeld, wo wir uns für die Verbesserungen von zum Teil misslichen Zuständen einsetzen können.

Zwei Mentalitäten prallen aufeinander

Als erstes müssen wir uns vor Augen halten, dass die Begegnung Italiener — Deutschschweizer das Aufeinanderprallen von zwei total verschiedenen Lebenseinstellungen und Temperamenten darstellt. Wer lächelte nicht schon über den Anblick von auf dem Bahnhofplatz laut gestikulierenden Südländern, über die schmetternden Töne eines heimwehkranken Sängers? Wer ärgerte sich nicht schon über die geräuschvollen, bis in alle Nacht hinein dauernden Besuche der italienischen Nachbarfamilie? Missmutig über diese lärmige Fröhlichkeit bedenken wir diese unbeschwerten «Kindermenschen» — wie Hermann Hesse sie einmal nannte — mit einem strafenden Blick; manchmal schlüpft sogar ein böses «Tschingg» über die Lippen ... und ein trennender Abgrund bricht auf.

Angesichts dieser sich voneinander unterscheidenden Mentalität dürfen wir die Italiener nicht nach dem uns eigenen kühlen, strengen Masstab einschätzen, dürfen von ihnen keine vollständige Assimilation an unsere Gewohnheiten verlangen. Und wenn wir uns für eine Verbesserung ihres Lebensstandardes in der Schweiz einsetzen, sollten wir uns dabei immer nach den italienschen Verhältnissen und Gewohnheiten richten. Um ein Arbeitsverhältnis erfolgreich zu gestalten, darf auch die andersartige Erziehung, die soziale Herkunft, die zum Teil in einfachsten Verhältnissen wurzelt, nicht ausser Betracht gelassen werden.

Verschlossene Wohnungstüren

Ein Gespräch mit einem italienischen Seelsorger, der täglich mit den Problemen und Nöten seiner Schützlinge in engster Berührung steht — allabendlich hält er sich ihnen für Besprechungen zur Verfügung, schreibt Privatbriefe für Analphabeten, sucht Wohngelegenheiten und beruhigt ein etwaiges aufbrausendes Temperament — ergab folgende praktische Gesichtspunkte: eine der unzähligen Schwierigkeiten erwächst aus dem Wohnproblem. Wir denken dabei nicht an jene menschenunwürdigen Löcher in den Altstädten, wo sich eine zu grosse Anzahl von Personen zu übersetzten Preisen in winzigen, unhygienischen Kammern zusammenpfercht. Nein, wir meinen die italienerfeindliche Haltung der Zimmervermieterinnen, die in vielen Fällen gar nicht geneigt sind, ihre Wohnung einem Südländer zu öffnen. Ein Telephongespräch wickelt sich dann folgendermassen ab: «Ist das in der Zeitung ausgeschriebene Zimmer noch frei?» «Ja.» «Würden Sie einen Italiener aufnehmen»? «Um Himmelswillen, verschonen Sie mich mit einem Tsch...» Und wenn dann gar noch die Bitte laut wird, den Mietern eine Kochgelegenheit zur Verfügung zu stellen, wird das Gespräch höflich, aber entschieden abgebrochen.

Nun, auch unser Pater weiss, dass die Italiener andere Ansprüche an die Geduld des Vermieters stellen als die Deutschschweizer, die sich oft durch die angenehme Eigenschaft des stillen, gleichsam Nichtvorhandenseins auszeichnen. Er weiss wohl, dass seine Schäfchen lebhaft, laut und gesellig sind. Deshalb lautet seine Bitte: «Versucht doch, die Art der Südländer — wobei sich die Norditaliener stark von den Süditalienern unterscheiden — zu akzeptieren, dem lebhafteren Temperament ein Minimum von Verständnis entgegenzubringen.» Als ideale Lösung, welche weniger Ansprüche an die Anpassungsfähigkeiten beider Seiten stellt, bezeichnete der Seelsorger allerdings das Erstellen von einfachen, billigen Wohnhäusern mit Kochgelegenheiten. Die Lösung des Italienerproblems liegt nicht im Erstellen von luxuriösen Bauten, sondern in der Schaffung von — wenn auch noch so einfachen — Zentren, wo sie ungestört unter sich sein, singen, plaudern, spielen, Windeln vors Fenster hängen, und ihre geliebten Spaghetti verzehren können.

Gottesdienste im Wirtshaus

Auch das Problem des Kirchenbesuches hat vielerorts noch keine befriedigende Lösung gefunden, indem sich die Gläubigen teilweise in Baracken, teilweise in Hinterzimmern von Wirtschaften zum Gottesdienst einfinden. Wäre es nicht möglich, wie dies in einigen Städten bereits praktiziert wird, allerorts parallel zu den Gottesdiensten in der Kirche solche für die Italiener einzuschalten?

Loben nicht verboten

Ferner kam noch ein Thema zur Sprache, welches vom Arbeitgeber oder Vorgesetzten ein gewisses psychologisches Einfühlungsvermögen verlangt.

Oft beklagen sich die Schützlinge bei ihrem Seelsorger, dass sie auch gar nie ein Wort der Anerkennung, des Lobes für ihre Arbeit erhalten. Wohl rühme der Meister vielleicht bei Kollegen «seinen» Italiener, doch den Arbeiter selbst durch diese Feststellung aufzumuntern, falle den wenigsten ein. «Wenn die Schweizer nur wüssten, wie sehr ein freundliches Lob die Arbeitsfreudigkeit anspornen kann, ja, wie es sogar bei einem nicht allzu tüchtigen Angestellten oft wahre Wunder bewirke», meinte unser Gesprächspartner. Kleine Wunder des Alltags allerdings, die sich in freiwilligem Einsatz und in Anhänglichkeit ausdrücken.

Dieser Wunschliste eines Seelsorgers, der sich wie kein zweiter in der Mentalität seiner Landsleute auskennt, dürfte wohl jeder, der sich ernsthaft um das Wohl der Italiener kümmert, eine praktische Bedeutung zumessen.

Uebergangsklassen für die Italienerkinder

Vor weitere, schwerwiegende Probleme stellen uns auch die schulpflichtigen Italienerkinder, indem ihre sprachliche Umerziehung sowohl für den verantwortungsbewussten Lehrer als auch für den Fortschritt der deutschsprechenden Klasse eine grosse Belastung darstellt; eine Ueberbelastung, die hauptsächlich dann ins Gewicht fällt, wenn sich in einer einzigen Klasse — wie das in einer Schweizer Stadt einmal der Fall war — acht Italiener verschiedenen Alters befinden. Notgedrungenerweise steht dann der Lehrer vor dem Dilemma, ob das Pensum dem Verständnis der fremdsprachigen Kinder angepasst oder in der üblichen Zeitspanne verarbeitet werden soll. Dabei ist jede Lösung für den Erzieher unbefriedigend, indem das eine Mal die Schweizer- und das andere Mal die Italienerkinder zu kurz kommen. Von dem Arbeitsaufwand, den ein zweisprachiger Unterricht von einem Lehrer fordert, welcher der italienische Sprache nur teilweise mächtig ist, ganz zu schweigen.

Bisher versuchte man die Schwierigkeiten mancherorts dadurch zu umgehen, indem man die Kinder beispielsweise zwei Klassen zurückversetzte. Doch auch auf dieser unteren Stufe konnten die kleinen Ausländer dem Lehrplan nur ungenügend folgen. Wenn man uns nun entgegenhalten will, dass Kinder eine fremde Sprache leicht und schnell im täglichen Umgang erlernen, bitten wir zu bedenken, dass zwischen einem zwar verständlichen, aber gebrochenen Schweizerdeutsch und der korrekten Schriftsprache ein grosser Unterschied besteht. Auch befindet sich die Vorbildung der Kinder auf einer ganz anderen Stufe als bei uns. So musste einem 11jährigen Analphabeten in der ersten Klasse mit grosser Mühe der Unterschied zwischen Buchstaben und Ziffern erklärt werden. In der unglücklichsten Lage befinden sich aber die Italiener zwischen 10 und 12 Jahren, die in ihrem Heimatland bereits einige Jahre Schulunterricht genossen hatten; denn nun sind sie in der Schweiz für die Stufe der ABC-Schützen bereits zu weit fortgeschritten und für die Klassen ihrer Altersgenossen noch nicht reif genug. So kann es denn vorkommen, dass ein aufgewecktes Kind, dessen Intelligenz die Realschule entsprechen würde, wegen sprachlicher Schwierigkeiten in eine Hilfsklasse versetzt wird, wodurch für seine Zukunft die beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten eng begrenzt bleiben.

Den einzigen Ausweg aus dieser für Lehrer und Kinder unerfreulichen Situation würde die Schaffung einer Uebergangsklasse darstellen, ein Versuch, der übrigens in Basel, Winterthur und Baden schon mit Erfolg durchgeführt wurde. Als Ergänzung könnte ferner das italienische Konsulat einen Deutschkurs einführen. Doch nur diese rund 20 Schüler enthaltende Uebergangsklasse könnte dem misslichen Zustand ein Ende bereiten, der die Schüler am Vorwärtskommen hindert und den Lehrern die Erfüllung ihrer pädagogischen Pflichten verunmöglicht.

Am falschen Ort gespart

Es ist nun nicht so ganz einfach, Mittel und Wege zu einer annehmbaren Lösung dieses komplexen Problems zu finden, das von beiden Seiten grosse Anpassungsfähigkeit und den aufrichtigen Willen zum Zusammenleben verlangt. Doch noch einmal sei daran erinnert, dass wir die Italiener nicht aus purer Menschenfreundlichkeit ennet dem Gotthard holen, sondern dass wir ihre Arbeitskraft ganz dringend brauchen und auch in Zukunft brauchen werden. Und wenn man von jemandem etwas will, muss man sich eben auch zu einer Gegenleistung aufraffen, oder nicht? Sonst könnte es nämlich eines schönen Tages geschehen, dass etwas weitsichtigere Nachbarsländer als wir plötzlich in die Rolle des Rattenfängers von Hameln schlüpfen und unsere krausköpfigen Fremdarbeiter in Scharen zu besseren Lebensbedingungen und unter günstigeren finanziellen Voraussetzungen in den Norden locken. Und wir hätten samt im Stich gelassenen Maurerkellen und ungereinigten Tellerbergen das verdutzte Nachsehen und die etwas zweifelhafte Genugtuung, am falschen Orte gespart zu haben.

D. C.

Angriff aufs Familienleben

Die Lage in der DDR

-d. Die Frauenverbände und -organisationen der Bundesrepublik erhalten jetzt immer häufiger Briefe aus der «DDR» vom «Demokratischen Frauenbund Deutschlands» (DFD), in denen die ostdeutschen DFD-«Freundinnen» ihre westdeutschen Schwestern in harmlos-demokratischem Plauderton mit Friedensappellen und Abrüstungskampagnen überschwemmen. Die verlockenden Schilderungen von der Situation der Frau in der Ostzone verschweigen dabei leider ein paar Details über die «sozialistische Wirklichkeit».

Seit Monaten bemüht sich der DFD, mit den nichtorganisierten Frauen in der «DDR», vor allem mit denen des Mittelstandes und der Intelligenz, Kontakt aufzunehmen. Die Gründe dieser Anbiederungsversuche sind in erster Linie in dem Arbeitskräftemangel zu suchen, der als Folge der Flucht und der Ausweitung der Industrieproduktion den Siebenjahresplan zu gefährden droht. In zunehmendem Masse ist man daher auch auf weibliche Arbeitskräfte angewiesen. Seit einiger Zeit versucht man die empfindlichsten Lücken durch den Halbtagseinsatz sogenannter «Hausfrauenbrigaden» zu schliessen, zu denen sich vorwiegend DFD-Mitglieder gemeldet haben, die als Kindergärtnerinnen, Landarbeiterinnen, Verkäuferinnen, Industriehilfskräfte usw. arbeiten. Von diesem Provisorium aus will nun der DFD einen Schritt weiter gehen und aus den Hausfrauenbrigaden ständige Produktionsbrigaden machen.

Um das Projekt zu popularisieren, bringen die Zeitungen seitenlange Reportagen über Frauen, die nicht mehr Nur-Hausfrau sein wollen und nun ihr neues Leben begeistert als das einzig erstrebenswerte preisen. «Aus ihren Augen leuchten die Freude und der Stolz der Arbeiterin», liest man in dem DFD-Organ «Frau von heute», und «aufgenommen in das grosse Kollektiv, fühlen sie sich in ihrem Betrieb wie zu Hause». Und man erfährt zudem, dass diese Frauen die sozialistische Umwälzung in der «DDR» erkannt und «jenen Schritt vom Ich zum Wir getan haben, der die Harmonie zwischen privaten und gesellschaftlichen (das heisst staatlichen) Interessen in der ‚DDR' widerspiegelt und für die Entwicklung des sozialistischen Menschen charakteristisch ist».

Die vorsichtige Formulierung von der «Harmonie zwischen privaten und gesellschaftlichen Interessen» bedeutet nichts anderes als die Aufgabe der Individualität zugunsten der Gemeinschaft, das Unter- und Aufgehen im Kollektiv. Diesem Wunschbild stand und steht immer noch die Familie entgegen, jener verwerfliche Hort reaktionärer Anschauungen und Gebräuche, der die Entwicklung des sogenannten neuen Menschen bisher heimtückisch verhindert hat. Daher soll nun die Familie in herkömmlichem Sinne beseitigt werden. Den Familienmitgliedern, vom Kleinstkind angefangen, werden in linientreu geleiteten Kinderhorten, Jugend- und Kulturhäusern Ersatzheime geschaffen, die die kollektive Freizeitgestaltung und die Pflege eines Kollektivbewusstseins garantieren. Mit der Herauslösung der Frau soll der tragende Faktor ausgelöscht werden, der die Familieneinheit zusammenhielt und noch die einzige private Sphäre des Bürgers gegenüber einem bis ins letzte staatlich gelenkten Tagesablauf schützte.

Mit allen Mitteln wird die Nur-Hausfrau diskriminiert, ihre «Kochtopf-Perspektive» als reaktionär verpönt und ihre «unsozialistische Einstellung zur Arbeit» angeprangert. Am 10. Gründungs-Jahrestag der «DDR» verkündete der DFD mit grossem propagandistischen Aufwand, dass nunmehr 3944 Hausfrauenbrigaden gebildet seien, aus denen inzwischen 10 017 Frauen ein ständiges Arbeitsverhältnis aufgenommen hätten. Ein Vergleich mit den Mitgliedszahlen des DFD zeigt allerdings, dass die Versuche, die «abseitsstehenden» Frauen anzusprechen, bisher noch nicht übermässig erfolgreich waren, denn die knapp 4000 Hausfrauenbrigaden rekrutieren sich aus immerhin 1,5 Millionen DFD-«Freundinnen».

Ist es schon schwer, die eigenen Parteimitglieder an der sozialistischen Kandare zu halten, so war der Kontakt mit den noch nicht organisierten Frauen bisher fast unmöglich. Auf Betreiben des Zentralkomitees der SED will man jetzt mittels sogenannter Treffpunkt-Aktionen «auch mit den Frauen des Mittelstandes Aussprachen über ihre Perspektiven im Sozialismus» führen. Da Einladungen zu regulären DFD-Gruppen-Abenden von Nichtmitgliedern aber einfach nicht zur Kenntnis genommen wurden, gedenkt man, die Frauen durch unverfänglich aufgemachte unpolitische Veranstaltungen zu gewinnen. Mit allen Mitteln wollen die gutgeschulten Funktionärinnen ihre unsozialistischen Genossinnen aus dem reaktionären Bürgertraum wecken und für den «Frieden und den Sozialismus» gewinnen.

Mitverantwortlich für den Hunger

Jeden Morgen, wenn Sie sich zum Frühstück an den Tisch setzen, hat sich die Erdbevölkerung von neuem um 125 000 Menschen vermehrt, die alle Platz am Tisch beanspruchen. Es gibt Leute, die das rapide Anwachsen der Erdbevölkerung als das revolutionärste Ereignis der Geschichte bezeichnen. Heute hat die Erde 2,77 Milliarden Bewohner, nach Schätzungen der UNO werden es 1980 schon 4,2 Milliarden und im Jahre 2000 voraussichtlich 6,2 Milliarden sein. Davon 3,8 Milliarden in Asien, das in unseren Tagen das grösste Notgebiet der Erde ist. Die Erde wäre reich genug, um die jetzigen und auch künftige neue Milliarden Menschen zu ernähren. Dabei sterben jährlich Millionen Menschen an Hunger in brutalstem Sinne des Wortes oder an den Folgen der Unterernährung. Wir sind mitverantwortlich für diesen Hunger; denn es gibt auch eine Nächstenliebe, die von Volk zu Volk verpflichtet, es gibt die Geschichte vom Prasser und vom Lazarus auch in weltweiter Sicht. Und auch die Nutzanwendung aus dieser Geschichte.

Schweizer Auslandhilfe: Helvetiastrasse 19a, Bern

Was ist ein Staat?

«Grössere Aufgaben, wie z. B. die Einrichtung von Schulen, die Versorgung mit Wasser, der Bau von Strassen, Hilfe und Fürsorge bei Krankeit und Alter, Verteidigung gegen aussen und vieles andere, können nicht durch einzelne Familien bewältigt werden. Dazu braucht es grössere Gemeinschaften. So entstanden Vereine, Gemeinden, Staaten. Der Staat ist also eine bestimmte Form des menschlichen Zusammenlebens. In ihm spiegeln sich Eigenart und Wesen eines Volkes wider.

Vier Grundlagen sind für die Existenz eines Staates vorauszusetzen:

1. ein durch Grenzen festgelegtes Gebiet,
2. ein in diesen Grenzen lebendes Volk,
3. eine allgemein gültige und verbindliche Rechtsordnung (Verfassung),
4. eine Regierung.

Bis zur französischen Revolution wurde der Staat als allmächtig betrachtet; die Einzelperson hatte keine Möglichkeit, sich gegen die Willkür seiner Organe zur Wehr zu setzen. Der Bürger konnte sich auf keine Rechte gegenüber dem Staat berufen. Seither hat sich in den Kulturstaaten diese Auffassung durchgesetzt, dass mindestens folgende Grundsätze verwirklicht seln müssen:

— Gewährleistung eines gewissen Mindestmasses an persönlicher Freiheit;
— Verbindlichkeit von Verfassung und Gesetz sowohl für die Staatsorgane wie für Einzelpersonen;
— Sicherung der Rechtsgleichheit für alle Bürger.

Der in allen modernen Staaten des westlichen Kulturkreises der staatlichen Organisation zugrundeliegende Grundsatz der «Gewaltentrennung» verwirklicht diese Forderungen. Die gesamte Staatsgewalt wird aufgeteilt in:

1. Gesetzgebung
2. Vollzug

3. Rechtssprechung

Es ist denkbar, dass sich diese «Gewalten» in einer einzigen Hand zusammenballen oder aber auf mehrere Personen oder «Behörden» verteilen. So entstehen verschiedene «Regierungsformen».

Heute, wo fast jeden Tag ein neuer «Staat» gemeldet wird, ist es vielleicht ganz gut, diese einfachen Erklärungen zu lesen. Sie stehen in einem Heft, das wir allen unseren Frauen zu Stadt und Land dringend empfehlen möchten, als Einführung oder Wiederholung, laut oder leise zu lesen:

«Staatskunde und Einführung in das Zivilgesetzbuch für Töchter» von Hans Keller, Baden, und Rosmarie Stierlin, Luzern. Beilage 3 zum «Gewerbeschüler» 1960, Sauerländer & Co., Aarau. (In der Frauenstunde von Radio Bern am 17. August können Sie noch mehr darüber hören!)

Und dann schauen wir wieder die Karte von Afrika an, dieses Afrika, wisst ihr noch? das in unserer Jugendzeit einfach gelb war, oder weiss, unbekanntes Land, und am Rand die «Kolonien» in der jeweiligen Farbe des Mutterlandes ... Heute ist es voll grosser und kleiner «Staaten», die vielleicht einmal eine Staatenvereinigung oder einen Grossstaat bilden werden. Für uns Freude? Bedrohung? Last? Hilfe, Kameradschaft? Viele «Sünden» unserer Väter können sich unheilvoll auswirken, aber wer weiss, ob nicht ein Staat wie die Schweiz, die nie Kolonien besessen hat, eine besondere Mission erfüllen darf? Sind wir bereit? *bfb.*

Eine Frau am 1.-August-Rednerpult

Anlässlich der 1.-August-Feier in Bern, wurden die jungen Bürger und Bürgerinnen, die den Bürgerbrief erhielten, durch die Stimme eines weiblichen Mitgliedes der Berner Jugendparlamentes vertreten. Die Rechtstudentin Margrit Reusser erte mit geschickten Worten diesen ehrenvollen Auftrag.

Wir entnahmen dem «Berner Tagblatt» folgenden Bericht über diese Feier: Die Jungbürgerin meinte, wenn die Schweizerinnen auch nicht im Bundeshaus reden könnten, so hätten sie nun doch das Rednerpult vor dem Parlamentsgebäude erobert, unterstrich dann aber doch das Gemeinsame, das die Jungbürger wohl vorwiegend in den persönlichen Rechten und Pflichten sehen, die ihnen von diesem Jahre an die Verantwortung für die Geschicke des Staates mittragen lassen. «Nicht nur sollten wir die Tradition als föderativen und neutralen Staat würdig weiterführen, sondern selbst noch Wesentliches und Neues schaffen. Der Weg vom ersten Bund der Waldstätte bis zum heutigen Bundesstaat war lang; und wenn man 1848 auch dachte, dies sei nun das Höchste, so zeichnet sich doch schon heute eine Entwicklung zu internationalen und übernationalen Zusammenschlüssen ab, die deutlich werden lässt, dass auch die heutigen Generationen noch Entscheidungen zu treffen haben, die das Gesicht der Schweiz grundlegend verändern können.

Ein Staat, der sich nicht mehr verändern könnte, wäre ja auch nicht mehr lebenskräftig! Dass sich nun aber unser Staat zu seinem Vorteil verändert, dafür ist jeder von uns mitverantwortlich. Mir will es aber immer wieder scheinen, als ob unsere politischen Rechte auf Grundlagen beruhen, die wir als leider allzu selbstverständlich hinnehmen: Ordnung im Innern ist nämlich die Voraussetzung, dass der Staat seine heute wesentlichsten Aufgaben erfüllen kann. Wenn wir wie andere Länder ständig von Streiks, Revolutionen oder kriegerischen Auseinandersetzungen heimgesucht würden, wären unsere Rechte bald illusorisch geworden. Dürfen wir uns aber darauf verlassen, dass uns ein solches Schicksal gar nicht treffen kann? Am Beispiel vieler Staaten sehen wir ja, dass es schon einer kleinen Minderheit von Volksverführern oder der Agitation fremder Staaten gelingt, einen Umsturz herbeizuführen.

Für gewöhnlich sehen wir solche Gefahren überhaupt nicht, wir lassen uns daran genügen, dass wir unter staatlichem Schutz ungestört unsern materiellen Interessen nachgehen können, und auch bei uns Jungen, die wir der älteren Generation im allgemeinen zu wenig Idealismus vorwerfen, nehmen die eigenen Wünsche den grössten Platz ein. Der innern Ordnung, ja dem ganzen Staat, wird aber heute noch im stärkerem Mass eine unmerkliche Unterhöhlung gefährlich, denn je mehr wir uns in Sicherheit wiegen, desto weniger sind wir zur geistigen Abwehr bereit.

Und am Beispiel Ungarns haben wir ja erlebt, wie bei den heutigen Machtverhältnissen von einem gewissen Punkte an auch mit Heldentaten nichts mehr zu retten ist. Darum ist es nötig, beizeiten wachsam zu sein und zwischen den verschiedenen Ideologien klar zu unterscheiden, damit unser Staat bleibt was er bleiben soll: ein Hort der Freiheit und der Gerechtigkeit.

Feldzug der Experten

(BSF) Sattsam bekannt ist heute, dass fast zwei Drittel der Erdbevölkerung an Hunger leiden, und dass 60 Prozent der Menschen weder lesen noch schreiben können. Ihnen zu helfen, ist darum Aufgabe für diejenigen, die privilegiert sind. Eine Radiosendung hat uns kürzlich am Beispiel der technischen Hilfe für Libyen, diesem grossenteils aus Wüste und Steppe bestehenden Gebiet zwischen Tunesien und Aegypten, die Notwendigkeit solcher Hilfe dargelegt, zugleich aber auch die Probleme aufgezeigt, die mit einer solchen Hilfe verbunden sind.

Auch die Schweiz beteiligt sich mit stets grösseren finanziellen Mitteln und mit der Entsendung von Experten an dieser Hilfe. Im ganzen gibt unser Land heute für die multilaterale Hilfe der UNO und deren Spezialfonds, der insbesondere für die Ausbildung von technischem Personal, für Untersuchungen und die Forschung auf technischem Gebiet bestimmt ist, total 4 Millionen im Jahre aus. Die direkte bilaterale Hilfe (Abmachung zwischen zwei Staaten) beträgt jetzt eine Million. Doch macht das erst etwa einen Franken pro Kopf der Bevölkerung aus, während andere Staaten das Vielfache dieses Betrages leisten.

Im Jahre 1959 wurden etwa 120 Experten aus unserm Lande in Aethiopien, Kolumbien, Iran, Libyen, Nepal und im Sudan eingesetzt, darunter für hauswirtschaftliche und soziale Aufgaben auch einige Frauen. Die Wahl solcher Leute erfolgt jeweilen durch die UNO oder ihre Sonderorganisationen, insbesondere die UNESCO, nachdem das Politische Departement sie ausgesucht hat. Dies ist gar nicht so leicht, weil es an technischen Experten mangelt und in unserm Lande immer noch Hochkonjunktur herrscht. Letztlich aber, wenn die Kandidaten durch die UNO dem Staat, der darum gebeten hat, genannt worden sind, ist es die Regierung dieses Landes, die den Entscheid trifft.

Wo arbeiten die Experten? In der Landwirtschaft, im Forst- und Bewässerungswesen, in der Geologie, Kartographie, Städteplanung, im Unterrichtswesen, im Hotelfach, auf dem Gebiet der Handelsförderung, im Polizeiwesen, im Radio- und Fernmeldewesen usw. Ein weit gefasstes Programm also, zu dessen Durchführung verschieden vorgebildete Helfer und Helferinnen benötigt werden.

Neben der offiziellen Hilfe der Schweiz besteht auch noch die Hilfstätigkeit privater Organisationen.

Das Ziel der von europäischen Staaten und den USA geleisteten Expertenhilfe ist es, jedem Land dazu zu verhelfen, sich selbst helfen und aus eigenen Mitteln die Wohlfahrt seines Volkes aufbauen zu können. Es ist dann trotz vielen Schwierigkeiten erfreulich, festzustellen, dass manche Fortschritte erzielt wurden. Wenn ein armes Land wie Libyen mit Hilfe der UNO und einzelner Staaten erreichen konnte, dass die Zahl der Primarschüler von 3000 im Jahre 1952 auf 60 000 im Jahre 1959 ansteigen konnte, so berechtigt dies zur Erwartung, dass ein geschultes Geschlecht heranwachsen wird, das in Verwaltung, in Gerichtsbehörden wie beim technischen Aufbau ohne die Hilfe europäischer und amerikanischer Experten wirken kann. In Libyen speziell muss die Landwirtschaftsproduktion gehoben und sollen die Bodenschätze (Erdöl) verwertet werden.

Eine Grundbedingung für jeden Experten ist es, dass er sich vom alten Ueberheblichkeitsdünkel der weissen Rasse völlig befreit und die Würde des farbigen Menschen zu wahren weiss. Spürt dieser, dass er als gleichberechtigter Mensch anerkannt wird, so ist er immer bereit, einen verständigen Rat anzunehmen und sich belehren zu lassen.

Der an der Delegiertenversammlung des Schweizerischen Verbandes der Berufs- und Geschäftsfrauen gehaltene Vortrag von Frau Antoinette Schnyder-von Waldkirch, Zürich

Der Orient im Weltbild der Europäer

wird als Separatdruck, 24seitig, herausgegeben. Bestellungen sind zu richten an die Administration des «Schweizer Frauenblattes», Winterthur, Postfach 210, mittels untenstehendem Bestellzettel.

Die Unterzeichnete bestellt

..... Exemplare Sonderdruck **«Der Orient im Weltbild der Europäer»** von Frau Antoinette Schnyder-von Waldkirch, Zürich, zum Preise von 80 Rappen per Exemplar.

Name und genaue Adresse der Bestellerin

.....

.....

Frauen in anderen Ländern

Die weibliche Polizei Italiens

«Der elegante Arm des Gesetzes»: so bezeichnete kürzlich ein Bericht der «London Times» die Ausbildung der neuen italienischen Frauen-Polizei. Haben sich doch um deren Uniform-Ausstattung bereits die ersten Modehäuser bemüht! Das Ministerium rekrutiert zur Zeit die ersten dreihundert Anwärterinnen. Diese müssen zwischen 24 und 30 Jahren alt sein und unverheiratet. Für die Offiziersposten wird eine abgeschlossene höhere Bildung, für die unteren Dienstgrade ein Mittelschulabschluss verlangt. Die Ausbildungskurse vermitteln die gesetzlichen Grundlagen und notwendigsten juristischen Begriffe, Kenntnis der Gerichtsverfahren, bestimmte medizinische Sonderkenntnisse und Formen der unbewaffneten Verteidigung. Die italienischen Polizistinnen sollen die übliche Polizei verstärken und ergänzen und in all den Fällen eingesetzt werden, bei denen es sich um Gefährdung der öffentlichen Moral, des Familienlebens oder von Frauen und Jugendlichen begangene Verbrechen handelt sowie um Fälle moralischer oder sozialer Verkommenheit. Für eine Heirat der italienischen Polizistin ist eine besondere Genehmigung des Ministers erforderlich, der die Persönlichkeit des Verlobten zu prüfen hat. Eine uniformierte weibliche Polizei besass England schon Ende der zwanziger Jahre — auf dem internationalen Berliner Frauenkongress von 1929 erregte deren Vertreterin, Commander Allan, als erste ihrer Art, besonderes Aufsehen.

Acht Franken pro Arbeitstag der Hausfrau!

In Dänemark hat die Krankenversicherungsanstalt den Betrag von acht Kronen, also etwa acht Schweizerfranken, als Entschädigung festgesetzt für die Fälle, in denen die Hausfrau durch Krankheit — ob daheim oder im Spital — ihrer täglichen häuslichen Arbeit nicht nachkommen kann!

Lieber mehr Geld oder lieber mehr Zeit?

Eine schwedische Rundfrage bei den Frauen hat mit aller Deutlichkeit gezeigt, dass ihnen etwas mehr freie Zeit wünschenswerter ist als eine höhere Einnahme. Das trifft in besonderem Mass auf die höheren und besser bezahlten Frauenberufe zu. ir

Kleine Berner Chronik

Gesucht eine Adjunktin

Am kantonalen Jugendamt wird auf 1. Dezember 1960 die Stelle einer Adjunktin oder eines Adjunkten ausgeschrieben. Erwünscht ist ein abgeschlossenes Rechtsstudium, eventuell das Diplom einer Schule für soziale Arbeit mit mehrjähriger Praxis in Fürsorge oder Erziehung, persönliche und fachliche Eignung für die rechtlichen und fürsorgerischen Aufgaben des Amtes, Beherrschung beider Amtssprachen. — Möchte sich doch eine warmherzige und gut ausgebildete Betreuerin der Pflegekinder finden lassen, wie es Fräulein Gertrud Zwygart ist, die wir schweren Herzens ziehen sehen, wenn wir ihr auch den Ruhestand nach den langen schwierigen Jahren herzlich gönnen.

Ein alkoholfreies Gemeindehaus für Bern

Am 3. und 4. September soll auf dem Autoparkareal am Klösterlistutz (Bärengraben) der Bazar stattfinden, den der Bund abstinenter Frauen zur Möblierung der neuen Gemeindestube angeregt hat. Der Bernische Frauenbund, der Gemeinnützige Frauenverein, die Frauengruppen Schosshalde-Matte-Altenberg-Burgfeld haben ihre Mithilfe zugesagt. Mit diesem Neubau am Läuferplatz erhält Bern, was es eigentlich noch nicht hatte: ein alkoholfreies Gemeindehaus. Die Berner Frauen haben also allen Grund, das gemeinnützige Werk nach Kräften zu unterstützen. bfb.

Politisches und anderes

Die Katanga-Frage vor dem Sicherheitsrat

Der Sicherheitsrat der Vereinigten Nationen befasste sich mit dem Katanga-Problem. Es handelte sich um Entsendung von UNO-Truppen nach Katanga, das sich vom Kongo losgelöst und als selbständige Republik erklärt hat. Der Sicherheitsrat hat den von Ceylon und Tunesien unterbreiteten Resolutionsentwurf mit 9 Stimmen bei 2 Enthaltungen — Frankreich und Italien — gutgeheissen. Mit der Annahme dieser Resolution wird Belgien aufgefordert, seine Truppen unverzüglich aus Katanga zurückzuziehen. Der Rat erklärte, dass der Einmarsch der UNO-Truppen in Katanga nötig ist, um die vollständige Ausführung dieser Resolution zu gewährleisten.

Ausweisung der belgischen Diplomaten aus Kongo

Die kongolesische Regierung hat beschlossen, alle belgischen Diplomaten im Kongo auszuweisen. Der belgische Botschafter in Léopoldville van den Bosch hat bereits das Land verlassen.

Botschaft Eisenhowers an den Kongress

Präsident Eisenhower richtete am Montag eine Sonderbotschaft an den Bundeskongress, worin er um die Gewährung zusätzlicher Mittel zur Erhöhung der Verteidigungsbereitschaft ersuchte. Eisenhower wies in der Botschaft darauf hin, dass die Kommunisten ihre Agitation in den vergangenen Wochen merklich verstärkt hätten. Besonders deutlich hätten sich diese Anstrengungen der Kommunisten kürzlich in Zentralafrika und in Kuba bekundet. Der Präsident ersuchte den Kongress um eine Erhöhung des Fonds für unvorhergesehene Ausgaben um 100 Millionen Dollar. Ferner ersuchte Eisenhower um die Bewilligung von 600 Millionen Dollar für besondere Hilfe für Lateinamerika.

Chruschtschew für neue Gipfelkonferenz

Der sowjetische Ministerpräsident Chruschtschew hat dem britischen Premierminister Macmillan die Einberufung einer neuen Gipfelkonferenz zur Erörterung ostwestlicher Probleme vorgeschlagen. Chruschtschew liess dem britischen Premierminister seinen Vorschlag mit seinem jüngsten Schreiben zukommen, das eine persönliche Botschaft Macmillans vom 19. Juli beantwortete. Das Schreiben Chruschtschews wiederholt die bekannten Anschuldigungen der Sowjetunion gegen die Westmächte.

Spannung zwischen Argentinien und Israel beigelegt

Argentinien und Israel haben ihren Konflikt wegen der Entführung des ehemaligen SS-Führers Adolf Eichmann beigelegt.

Neue Beschlagnahmungen amerikanischen Besitzes in Kuba

Der kubanische Regierungschef Fidel Castro kündigte an, dass die kubanische Elektrizitätsgesellschaft, die kubanische Telephongesellschaft, die Erdölgesellschaften sowie alle amerikanischen Zuckerrohrmühlen beschlagnahmt worden seien. Dies bedeutet, dass der kalte Wirtschaftskrieg zwischen Kuba und den Vereinigten Staaten seinen Höhepunkt erreicht hat.

Weitere 3000 Flüchtlinge aus Tibet

Die stellvertretende Leiterin des indischen Aussenministeriums, Frau Menon, erklärte im Parlament, mehr als 3000 tibetische Flüchtlinge seien in den Monaten April, Mai und Juni nach Indien gekommen. Seit dem Beginn der Revolte in Lhasa im März letzten Jahres haben rund 23 000 tibetische Flüchtlinge in Indien Zuflucht genommen.

Warnung des amerikanischen Armeeministers Bruckers

Der amerikanische Armeeminister Brucker warnte am Montag die Sowjetunion davor, «eine geduldige Nation ständig zu provozieren» und erklärte, die Sowjets würden eine schreckliche Ueberraschung erleben, falls sie glaubten, die Vereinigten Staaten würden angesichts einer Aggression irgendwo in der Welt nachgeben.

Sühnewallfahrt nach Dachau

Am vergangenen Freitag begaben sich einige Tausend Katholiken, die am Eucharistischen Kongress teilnahmen, nach dem ehemaligen Konzentrationslager Dachau, wo eine der «Todesangst-Christi»-Kapelle eingeweiht wurde. Drei frühere Häftlinge, der polnische Erzbischof Kozlowiecki, der österreichische Nationalratspräsident Figl, und der frühere französische Minister Michelet, erinnerten in ihren Ansprachen an das Grauen dieses Lagers, wie sie es selbst erlebt hatten.

Abgeschlossen: Dienstag, 9. August 1960. cf

Die Lady mit der Laterne

Am 13. August 1910 starb Florence Nightingale

Als Henry Dunant 1872 nach London kam, um einen Vortrag zu halten, nannte er schon im ersten Satz den Namen Florence Nightingales: «Obgleich man mich den Gründer des Roten Kreuzes und dem Urheber der Genfer Konvention nennt, gebührt die Ehre dafür einer Engländerin. Was mich im Jahre 1859 bewog, auf die italienischen Kriegsschauplätze zu reisen, war Miss Nightingales Werk im Krimkrieg.»

Ihre Tätigkeit in diesem Krieg war tatsächlich der Anfang der modernen Verwundetenpflege. Darüber hinaus wurde sie zum Ausgangspunkt für die Verbesserung und Neuordnung der zivilen Krankenpflege und des Heeressanitätswesens. Der lange und beschwerliche Weg dahin ist in seiner vollen Bedeutung erst viel später erknant worden, weil in der breiten Öffentlichkeit die legendäre Gestalt der «Lady with the lamp», die tröstend und beruhigend durch die Lazarettsäle ging, alles überschattete, was erst in jahrelangem stillen Wirken das Lebenswerk Florence Nightingales wurde. (So wurde anlässlich der «Saffa» das Schauspiel «Die Lady mit der Lampe» von Elsie Attenhofer im Schauspielhaus Zürich uraufgeführt. Die Red.)

In unserem Jahrhundert wäre sie gewiss der erste, weibliche Staatssekretär im Verteidigungs- oder Sozialministerium geworden und nicht nur, wie sie auf den Brief eines Freundes erwidert, der ihr scherzend einen neuen Titel zu allen anderen erdachten gab: ... «Mädchen für alle Dreckarbeit.»

Die beiden Heldenfiguren des Krimkrieges wurden durch Florence Nightingale die Pflegerin und der einfache Soldat. Sie prägte durch ihr starkes und mutiges Vorbild in dem furchtbaren Kriegselend einen neuen Stand der Pflegerinnen, die bis dahin unter oft unerträglichen Bedingungen arbeiteten, ungeschult und von oft zweifelhafter Moral waren. Sie stärkte und ermutigte die Verwundeten und lehrte Offiziere und Beamte, den einfachen Soldaten nicht mehr als den Abschaum der Gesellschaft, sondern als Menschen zu behandeln und ihn als ein Symbol der Treue und Leidensfähigkeit zu sehen. Als sie 1856 von der Krim zurückkam, spürte sie, dass sie für diese Aufgabe weiterkämpfen musste, und begann das Sanitätswesen der britischen Armee und die zivile Krankenpflege zu reformieren.

An diesem Wendepunkt ihres Lebens erkannte Florence Nightingale,. dass nur die Bereitschaft, sich selbst aufzugeben, eiserner Arbeitswille und Ausdauer sie zum Ziel führen würden. Als Frau war ihr damals die Tür zu einem öffentlichen Amt zwar noch versperrt, aber sie setzte alles daran, ein «Sprachrohr» für ihre Pläne zu finden. Durch ihre Tätigkeit auf der Krim und die zum ersten Male von einem Kriegsberichterstatter verfassten Zeitungsartikel über die unhaltbaren Zustände der Versorgung bei der Armee war die Oeffentlichkeit aufmerksam geworden, und mit Hilfe vieler gleich sozial und philanthropisch gesinnter Freunde in Regierung und Verwaltung gelang es, den Stein ins Rollen zu bringen: 1857 wurde zum ersten Male eine königliche Sanitätskommission zur Untersuchung der Misstände ernannt. In jahrelanger mühevoller Arbeit verfasste Florence Nightingale trotz ihrer oft schlechten Gesundheit ausgezeichnete Berichte und Memoranden für das Kriegsministerium, besichtigte Lazarette und Kasernen, gründete die erste Schule für weibliche Krankenpflege am St. Thomas-Spital in London, kümmerte sich um die Armen- und Krankenwohlfahrt und arbeitete sogar Bewässerungspläne für Indien aus, weil sie erkannte, dass damit eine der wesentlichen Grundlagen für die Gesundheit der Bevölkerung und der dort stationierten britischen Truppen geschaffen würde. Trotz mancher Rückschläge bewältigte sie die ungeheure Arbeitslast in der stillen Abgeschiedenheit ihres Londoner Häuschens bis in ihr hohes Alter.

Erst nach schweren inneren Kämpfen und harten Auseinandersetzungen mit ihrer Familie hatte Florence Nightingale der Berufung folgen dürfen, die sie schon 1837 als junges Mädchen «durch einen Anruf Gottes» empfing. Sie war 1820 als Tochter wohlhabender Eltern in Florenz geboren und hatte eine Erziehung genossen, die sie wie alle jungen Damen ihres weiten Gesellschaftkreises für eine gute Ehe vorbereiten sollte. Charme, Witz und eine anmutige Erscheinung gewannen ihr eine Schar von Bewunderern, die jahrelang auf ihm Ja-Wort warteten. Aber die Frage, die sie innerlich beschäftigte, war von ganz anderer Art? «Was ein einzelner tun könne, um die Leidensbürde der Armen und Unglücklichen zu erleichtern». Erst 1850 vermochte sie das unbewusste Schuldgefühl ihrer Familie gegenüber zu überwinden «und den gordischen Knoten durchzuhauen».

Auf Anregung gleichgesinnter Freunde ging sie nach Kaiserswerth, wo ihre Begeisterung und Leidenschaft für die Werke der Barmherzigkeit grössten Anklang fand. Die nach ihrer Rückkehr erscheinende Broschüre erzählt «den unverheiratet gebliebenen Frauen, die in geschäftigem Müssiggang gehalten werden, und denen, die sie überall verrückt werden sah, weil sie nichts zu tun hatten, von der Arbeit und dem Glück» ausfüllender Tätigkeit, deren Notwendigkeit ihr in dieser Zeit des sozialen Umbruchs immer klarer wurde. 1853 wurde sie durch Vermittlung ihrer Freunde Leiterin eines «Institutes zum Wohl kranker Damen in beschränkten Verhältnissen». Sie führte das kleine Spital mit ausserordentlichem Geschick und Organisationstalent bis zum Ausbruch des Krimkrieges, der sie zu dem ersehnten Einsatz kommen liess und bestimmend für ihr ganzes Leben wurde.

Blicken wir heute nach den beiden grossen Kriegen und deren umwälzenden Folgen auf ihr reich erfülltes langes Leben zurück, das am 13. August 1910 so still erlosch, wie ihr Wirken stets gewesen war, erkennen wir vielleicht noch tiefer als damals die ganze Bedeutung ihrer Pionierarbeit auf allen Gebieten der Krankenpflege. Die Verbesserung der Bedingungen, unter denen heute unsere so überlasteten Aerzte und das Pflegepersonal arbeiten, wäre bestimmt eine Aufgabe für Menschen von der Art, wie es Florence Nightingale war. *Gabriele Marr*

Jakob-Bosshart-Worte

Viele erfahren nichts, weil sie kein Herz, andere, weil sie keine Phantasie haben. Herz und Phantasie gehören zu einem reichen Leben.

*

Mensch und Menschheit müssen leiden, wenn sie vorwärtskommen wollen. Was würde aus einer Welt ohne Leiden werden? Sie würde dem geistigen Tod verfallen.

*

Wenn Fühlen und Denken zusammenfallen, gibt es tiefe Erkenntnis.

*

Es gibt kein Glück, es gibt nur unser Leben, unsere Arbeit.

Sonderbeilage Nr. 17 des «Schweizer Frauenblattes»

Freitag, 12. August 1960 Nummer 33

Frauenstimmrecht

Verantwortliche Redaktion dieser Seite: Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung. Zuschriften an: Frau A. Villard-Traber, Socinstrasse 43, Basel

Frauenregiment oder Männerherrschaft?

Sollten veraltete Leitbilder auch bei Schweizer Lehrern vorhanden sein?

Wir lesen in der Schweizerischen Lehrerzeitung vom 10. Juni 1960: «*Ein Frauenregiment.* Vor kurzem wurde die Schulbehörde in Florö (Norwegen) neu gewählt, und dabei haben die Frauen die Mehrheit erhalten. Den fünf Frauen dieser Schulbehörde stehen nur zwei Männer gegenüber. Hoffentlich braucht es da keinen Schutz der Minderheit. hg. m.» Und in der Jugendbuchbeilage derselben Zeitung vom Mai 1960: «Das Buch (es handelt sich um ein Experimentierbuch mit 150 Versuchen und Experimenten aus Physik und Chemie) bietet dem interessierten *Knaben,* aber auch dem Lehrer eine Fülle von Anregungen.»

Zur ersten Meldung: hg. m. ist sicher ein schweizerischer Mitarbeiter der Lehrerzeitung. Also ein Lehrer. Aus welchem Kanton mag er stammen? Vielleicht sogar aus einem, in dem keine einzige Frau in Schulkommissionen oder Schulpflegen zugelassen wird? Sollten aber Frauen in seinem Kanton Schulpflegerinnen sein dürfen, so sind sie bestimmt in der Minderheit. Wir erinnern uns aber nicht — obwohl wir die Lehrerzeitung gerne und fleissig lesen — je einen Artikel von hg. m. gefunden zu haben, der den Schutz der Frauenminderheiten in unsern Schulkommissionen forderte und sich gegen die «Männerherrschaft» bei uns wehrte. Nun, hg. m. hat es vielleicht gar nicht so böse gemeint. Am Ende befürwortet er sogar eine Mitarbeit der Frauen in allen Kommissionen und ist sogar fürs Frauenstimmrecht. Aber gschpässig und ungewohnt und daher leicht lächerlich kommt es ihm, dem Schweizer, der an anderes gewöhnt ist, halt doch vor, wenn er so liest, was in Norwegen möglich ist (in Norwegen haben eben die Frauen seit 1913 das volle aktive und passive Wahlrecht). Eine Schulkommission, die stellt er sich nun einmal anders vor als mit einer Mehrheit von Frauen drin.

Was das zweite Zitat betrifft, so leistet es jener Meinung Vorschub, das nur Knaben sich für Technik und Naturwissenschaften interessieren können. Und suggeriert so auch tatsächlich manchem Mädchen, es *habe* kein Interesse für diese Dinge. Dabei wäre es im Interesse des ganzen Landes — so wird immer wieder gesagt und geschrieben —, wenn gerade für Technik und Naturwissenschaften sich vermehrt junge Menschen interessieren würden, also auch Mädchen.

Würde es eigentlich nicht gerade den Lehrern am leichtesten fallen, umzudenken, neu zu sehen, sowohl was die Zusammensetzung von Schulkommissionen als was die Begabung von Mädchen betrifft? Dürfte man nicht gerade von Lehrern mehr Selbstbeobachtung, mehr Selbstprüfung von leichthin übernommenen Ansichten (die gar keine eigenen, selbstergründeten Ansichten sind) erwarten dürfen? Die Lehrer sind es ja, die grossen Einfluss haben auf die «Weltsicht» der Kinder. Und je überprüfter, gesichteter, von Gedankenlosigkeiten befreiter seine eigene Sicht ist, um so wahrer wird das Bild sein, das er den Schülern von der Welt vermittelt.

A. V.-T.

Der Ständerat enttäuscht die Hoffnungen der Frauen ein zweites Mal

Nachdem in der Frühjahrssession der Nationalrat das Uebereinkommen Nr. 100 über die Gleichheit des Entgelts männlicher und weiblicher Arbeitskräfte für gleichwertige Arbeit befürwortete, der Ständerat das gleiche Uebereinkommen aber ablehnte, musste es in der Junisession von beiden Räten zur Differenzbereinigung nochmals behandelt werden. Einige grosse Frauenorganisationen wandten sich vor Beginn der Session mit folgendem Appell an die eidgenössischen Räte:

«Der Bund schweizerischer Frauenvereine, der Evangelische Frauenbund der Schweiz, der Schweizerische Gemeinnützige Frauenverein und der Schweizerische Katholische Frauenbund geben ihrer Genugtuung Ausdruck, dass die eidgenössischen Räte in der Frühjahrssession das Uebereinkommen Nr. 111 der Internationalen Arbeitskonferenz über die Diskriminierung in Beschäftigung und Beruf genehmigt haben. Das Uebereinkommen verpflichtet den Bund, unter anderem im Rahmen seiner Möglichkeiten auch für die Beseitigung der im Hinblick auf das Geschlecht vorgenommenen unterschiedlichen Entlöhnung besorgt zu sein. Dieser Anwendungsfall ist speziell in dem schon seit 1952 zur Diskussion stehenden Uebereinkommen Nr. 100 über die Gleichheit des Entgelts männlicher und weiblicher Arbeitskräfte für gleichwertige Arbeit geregelt, das in seinen Auswirkungen dem Uebereinkommen Nr. 111 entspricht. Folgerichtig hätten beide Uebereinkommen gleichzeitig genehmigt werden sollen, und es ist daher unverständlich, dass sich der Ständerat in der Frühjahrssession der befürwortenden Stellungnahme von Bundesrat und Nationalrat nicht angeschlossen hat.

Die genannten Frauenverbände geben der bestimmten Erwartung Ausdruck, dass nun die eidgenössischen Räte bei der bevorstehenden Stellungnahme geschlossen für die Genehmigung des Uebereinkommens Nr. 100 über die Gleichheit des Entgelts männlicher und weiblicher Arbeitskräfte für gleichwertige Arbeit eintreten und damit einen Beitrag zur praktischen Verwirklichung dieses Postulats der sozialen Gerechtigkeit leisten werden.»

Der Nationalrat hielt denn auch mit 93 zu 44 Stimmen an der Ratifizierung des Abkommens fest. Von seiner Expertenkommission wurde festgestellt, dass bei einer Angleichung der Frauenlöhne an die Männerlöhne das gesamte schweizerische Lohnniveau sich nur um ein Prozent heben würde. Mit andern Worten: Im grossen ganzen gesehen, würde es nicht viel ausmachen, für jede einzelne Frau aber sehr viel. — Der Ständerat blieb seiner Stellungnahme vom Frühjahr auch treu, er lehnte also die Ratifizierung des Uebereinkommens wieder ab, und zwar mit 21 zu 17 Stimmen. So ist also die Differenz zwischen den Räten nicht behoben.

Gleiche Arbeit, gleicher Lohn wird auch in Dänemark gefordert
Streik der Brauereiarbeiterinnen in Kopenhagen

10. Juni. Rund 1500 Brauereiarbeiterinnen sind am Freitag in Kopenhagen in einen wilden Streik getreten. Dadurch sind die Gaststätten gezwungen worden, den Bierausschank zu rationieren. Die drei bestreikten Kopenhagener Brauereien liefern etwa vier Fünftel des in ganz Dänemark konsumierten Starkbiers. Daher sind die kleineren dänischen Brauereien trotz aller Bemühungen nicht in der Lage, der Nachfrage gerecht zu werden. Die streikenden Arbeiterinnen fordern die gleichen Löhne wie ihre männlichen Kollegen. Die Gewerkschaft der Brauereiarbeiter, die den wilden Streik an sich nicht unterstützt, forderte die Arbeitgeber auf, die Lohnforderungen der Arbeiterinnen zu erfüllen.

Die Anstellungsverhältnisse der Theologinnen in den Kantonalkirchen 1960

Da in der Aufstellung der Nummer «Frauenstimmrecht»« vom 17. Juni 1960 einige Auslassungen vorgekommen sind, bitten wir die folgende Richtigstellung und Ergänzung zu beachten.

Zürich: Vier Pfarrhelferinnen in den Gemeinden Neumünster, Schwamendingen, Seebach und an den kantonalen Krankenanstalten. Eine verheiratete Theologin hat einen Seelsorgeauftrag in Krankenanstalten (Burghölzli und Pflegerinnenschule). Eine Theologin arbeitet bei der Schweizerischen evangelischen Judenmission der Freunde Israels, und im Boldernhaus Zürich arbeiten eine Dr. theol. aus Deutschland und eine Dr. phil. mit Theologiestudium. Auch in andern Kantonen haben verheiratete Theologinnen (Pfarrfrauen) Predigtvertretungen.

Am Kantonsspital St. Gallen amtet ebenfalls eine Pfarrhelferin, und Emmenbrücke, Luzern, hat eine Vikarin.

Aenderung der niederländischen Steuergesetzgebung, die auch uns Schweizer Frauen interessiert

Dem niederländischen Parlament sind Gesetzesentwürfe über die Einkommens-, Vermögens- und Lohnsteuer eingereicht worden, von denen besonders die Abänderung über die Besteuerung von berufstätigen Ehepaaren hier herausgehoben werden soll: «Das Einkommen der Ehefrau soll in Zukunft nicht mehr dem Einkommen des Mannes zugeschlagen werden, um die Höhe der Steuer zu berechnen, sondern soll getrennt für sich veranschlagt werden. Es wird auch vorgeschlagen, dass bei der Steuereinschätzung vom Arbeitseinkommen der verheirateten Frau ein Betrag von 4.50 Gulden pro Arbeitstag bis zu einer jährlichen Höchstgrenze von 1000 Gulden unbelastet bleibt. Da viele verheiratete Frauen in den Niederlanden gerne einer beruflichen Tätigkeit nachgehen würden, besonders in der Textilindustrie, aus steuertechnischen Gründen jedoch davon absahen, dürfte diese Massnahme den angespannten Arbeitsmarkt in den Niederlanden — am 1. Juli standen 110 000 offenen Stellen nur 28 000 Arbeitsuchende gegenüber — recht günstig beeinflussen.» («NZZ.», 30. Juli 1960)

Keiner unserer Schweizer Kantone kennt diese Art der Besteuerung berufstätiger Ehepaare. Das Einkommen der Ehefrau wird überall demjenigen des Mannes zugeschlagen, um die Höhe der Steuer zu errechnen. Dadurch entstehen Härten. Und zwar nicht nur in gehobenen Berufen, sondern ganz besonders bei Ehepaaren mit bescheidenem Einkommen. Entschliesst sich eine Frau zur Berufstätigkeit, weil ihr Mann ein zu kleines Einkommen hat, um eine Familie zu erhalten, so bewirkt oft ihr Verdienst, dass das gemeinsame Einkommen in eine höhere Steuerklasse eingereiht wird. Wer selber schon als Hausfrau zugleich auch noch berufstätig war, der weiss, dass ein Teil des von der Ehefrau zusätzlich verdienten Geldes auch für zusätzliche Ausgaben für den Haushalt verwendet werden muss (teureres Essen, Ausgeben der Wäsche und Aehnliches). Nur ein Teil des zusätzlich verdienten Geldes bewirkt auch wirklich ein besseres Auskommen. Gerechterweise müsste diese Tatsache bei der Besteuerung berücksichtigt werden. Die hier erwähnte niederländische Gesetzesrevision will dies erreichen durch getrennte Besteuerung des Einkommens von Ehemann und Ehefrau. Einige Schweizer Kantone nehmen ebenfalls Rücksicht auf den Mehrverbrauch in einem Haushalt, wenn die Hausfrau auswärts arbeitet: sie gewähren einen bestimmten steuerfreien Abzug vom Einkommen der Ehefrau. In andern Kantonen muss hier erst noch eine Lösung gefunden werden.

«Für die nächsten Jahre ruhen lassen ...?»

Dass man das mit dem Frauenstimmrecht tun müsse, ist leider die Meinung vieler Schweizer und auch — Schweizerinnen. Liest man die Berichterstattungen über die 1.-August-Reden, so hat man den Eindruck, dass es das Problem Frauenstimmrecht in der Schweiz nicht gebe. Hat wirklich kein Redner am 1. August daran gedacht, dass die meisten Schweizer Frauen noch immer ihr Stimmrecht nicht haben? Dass in eidgenössischen Angelegenheiten noch keine einzige Frau es hat? — Oder haben nur die Berichterstatter der Zeitungen nicht für nötig gefunden, das erwähnte Frauenstimmrecht dann auch in der Zeitung zu erwähnen? — «Nicht müde werden» müsste man diesen Berichterstattern sagen, oder vielleicht den Rednern. Vor allem aber liegt es an uns Frauen, immer wieder in Erinnerung zu rufen: wir haben dieses Recht zu stimmen und zu wählen nicht, das uns erst zu wirklich freien Schweizerinnen machen würde!» «Ach, ich mag nicht immer mit dem Gleichen kommen», sagt sich vielleicht manch eine von uns, «die Männer sollten es jetzt nachgerade wissen.» Aber leider wissen es noch lange nicht alle, dass es wirklich eine grosse Zahl von Frauen gibt, die das Stimmrecht wollen. Und einige von ihnen, die es gewusst haben, vergessen es leicht wieder, wenn wir sie nicht daran mahnen. Das ist menschlich und verständlich. Denn sie, die Männer, sie haben die politischen Rechte, und es ist schwer, ständig in die andern, die Rechtlosen, sich hineinzudenken. — Werden wir also nicht müde, das Gespräch immer wieder auf das fehlende Frauenstimmrecht zu lenken. Es erstaunt immer wieder, wie viele Männer es gibt, die das Problem einfach noch nicht gesehen haben, weil noch keine Frau sie darauf aufmerksam machte. Es erfreut aber auch immer wieder, dann zu erfahren, dass sogenannte «Laue» und «Gleichgültige» in dieser Frage, sich ernsthaften Argumenten gegenüber nicht verschliessen. Bis zu einer nächsten Abstimmung kommt es ja weniger darauf an, enragierte Gegner zu überzeugen, als vielmehr den Unentschiedenen, die dieser Frage bis jetzt keine grosse Wichtigkeit beimassen, zu zeigen, warum wir Frauen das Frauenstimmrecht wollen. Damit schaffen wir erstens dem Frauenstimmrecht Freunde und zweitens auch grad noch bewusstere Schweizer: Denn wer begriffen hat, dass wir Frauen deshalb das Stimmrecht wollen, weil wir das Mitspracherecht im Staat als die eigentliche Verwirklichung und Sichtbarwerdung der Demokratie betrachten, der entdeckt als Mann den Wert seines eigenen Stimmrechts noch einmal neu.

d.

Das Frauenstimmrecht von Mitte Mai bis Ende Juli 1960

Zürich

Das kantonale Aktionskomitee für das Frauenstimmrecht (Präsident Stadtpräsident Dr. E. Landolt) unterstützt die Initiative der Jungen.

Wir berichteten auf unserer Maiseite, dass es bereits kritische Stimmen gegen die Aktion «Junges Zürich», die eine Initiative zur Einführung des vollen Wahl- und Stimmrechtes der Zürcherinnen im Kanton lanciert, gebe. Der Frauenstimmrechtsverein Zürich stellte sich sofort ganz hinter die Aktion. Jetzt haben wir die Freude zu berichten, dass auch das überparteiliche Komitee für das Frauenstimmrecht, das seit dem 1. Februar 1959 immer noch besteht, die Initiative der jungen Staatsbürger ebenfalls unterstützt. Unterschriftenbogen können bezogen werden bei der Aktion «Junges Zürich», Postfach 685, Zürich 22, oder bei Frau Peter-Bleuler, Sekretärin des Frauenstimmrechtsvereins, Butzenstrasse 9, Zürich 2/38.

Neuenburger Gemeindewahlen

(BSF) wiederholt aus Nr. 25

Im Kanton Neuenburg finden die Gemeindewahlen gleichzeitig für den ganzen Kanton statt. Zum erstenmal am 14. und 15. Mai beteiligten sich die Frauen daran, und zwar als Kandidatinnen und Wählerinnen. Von zirka 100 Kandidatinnen wurden 34 gewählt, die 20 Gemeinden angehören (der Kanton Neuenburg zählt 62 Gemeinden), darunter 10 Liberale, 8 Radikale, 6 Sozialistinnen, 4 der nationalen Fortschrittspartei, 2 Kommunistinnen, 1 der neuen Linken, 3 lokale Gruppen.

Waadt

Als juge de district de Lavaux (Genfersee) ist zum erstenmal eine Frau ernannt worden: Frau Colette Brun-Gerhard.

Genf

Gewährleistung des Frauenstimmrechts. Am 10. Juni hat der Ständerat mit 37:0 Stimmen die Verfassungsänderung des Kantons Genf, die das Frauenstimmrecht betrifft, gutgeheissen. Der Walliser Konservative Gutern empfahl dem Ständerat die Gewährleistung mit dem Hinweis, dass diese Verfassungsänderung im Kanton Genf mit der Bundesverfassung nicht in Widerspruch stehe.

Aargau

In Schafisheim ist Gemeindeverwalter Berner nach langjähriger Tätigkeit zurückgetreten. An seiner Stelle wählte der Gemeinderat seine Tochter Myrtha Berner. Sie ist die erste weibliche Gemeindeverwalterin im Kanton Aargau. (Basler Nachrichten, Juni 1960).

*

Bei der Wahl zweier neuer Mitglieder in die Schulpflege der aargauischen Gemeinde Mooslerau wurde die Meinung geäussert, dass zumindest eine Frau in die Schulpflege gehöre. Doch scheiterten verschiedene Vorschläge am Veto der anwesenden Ehemänner, die ihre Zustimmung zur Abordnung ihrer Gattinnen in die Schulpflege nicht geben wollten. So wählte man schliesslich wieder zwei Männer. (Basler Nachrichten, 11. Juli.)

Thurgau

Kirchliches Stimmrecht. An der ordentlichen Jahresversammlung der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Münchwilen gewährten die Stimmbürger mit grossem Mehr den Frauen in Angelegenheiten der Kirchgemeinde vom 1. Januar 1961 an das aktive und passive Stimm- und Wahlrecht.

Luzern

Der Grosse Rat des Kantons Luzern beschäftigte sich in zweiter Lesung am 14. Juni mit einer regierungsrätlichen Vorlage zum Frauenstimmrecht. Die erste Lesung hatte am 30. Juni/1. Juli 1958 stattgefunden (vergl. den Artikel von J. Hodel im Frauenblatt Nr. 26, 24. Juni 1960). Die ursprüngliche Vorlage wollte den Gemeinden die Möglichkeit geben, bei sich das Frauenstimmrecht in Gemeindeangelegenheiten einzuführen. Bei der Behandlung am 14. Juni ist nun noch eine Verklausulierung dazugekommen. Die durch den Grossen Rat mit nur 5 Uebertstimmen angenommene Vorlage lautet nun:

«1. Die Gemeinden sind befugt, in ihren Angelegenheiten durch Beschluss der Stimmberechtigten den volljährigen Schweizerbürgerinnen im vollen oder beschränkten Umfange die politischen Rechte der stimmfähigen Bürger einzuräumen. Die Vorschriften über die Vorausetzungen der Stimmfähigkeit finden sinngemäss Anwendung.

2. Vor der Abstimmung oder auf Verlangen eines Fünftels der in der Gemeinde wohnenden volljährigen Schweizer Bürgerinnen hat die Behörde die Ansicht der Frauen über die Einführung des Frauenstimm- und wahlrechtes durch eine Urnenabstimmung festzustellen.»

Begreiflicherweise sind die Befürworterinnen des Frauenstimmrechts nicht gerade begeistert von der neuen Formulierung der Vorlage. Die Einführung des Frauenstimmrechts wird so kompliziert (viele hoffen vielleicht, dass sie sogar unmöglich gemacht wird auf diese Weise), sie soll davon abhängig gemacht werden, ob die Frauen das Stimmrecht wollen oder nicht. Wir erinnern hier an die Botschaft des Bundesrates zum Frauenstimmrecht, in der auf Seite 73 und 75 ausgeführt wird: «Der Anspruch auf rechtsgleiche Behandlung steht ... jeder einzelnen Frau zu, selbst wenn die Mehrheit auf ihn keinen Wert legt ... Jedenfalls wäre es nicht richtig, die Einführung des Frauenstimmrechts davon abhängig zu machen, dass es von der Mehrheit der erwachsenen Schweizerinnen verlangt wird.» — Nun, der Grosse Rat von Luzern hat sich also nicht darum gekümmert, was die Botschaft des Bundesrates in dieser Beziehung aussagt, sondern hat die Vorlage so angenommen. Jetzt müssen noch die Männer des Kantons Luzern in einer Abstimmung ihren Segen dazu geben. Oder werden sie diesen verweigern?

Eidgenossenschaft

Wir meldeten in der Mainummer, dass die Kommission des Nationalrates, die sich mit der Standesinitiative des Kantons Basel-Stadt auf Totalrevision der Bundesverfassung zu befassen hatte (diese Standesinitiative wollte auch das Frauenstimmrecht bringen), die Totalrevision auf Grund der vorliegenden Initiative zwar ablehnte, aber durch ein Kommissionspostulat den Bundesrat einlud, durch Experten den Entwurf für eine totalrevidierte Bundesverfassung vorbereiten zu lassen. Der Nationalrat hat am 8. Juni sowohl die Standesinitiative von Basel als auch dieses Kommissionspostulat abgelehnt.

Elisabeth Thommen †

Ende Juni starb Elisabeth Thommen. Sie war 1919 bis 1921 die erste Redaktorin des Schweizer Frauenblattes. Mutig stand sie immer wieder für das Frauenstimmrecht ein. So auch am Radio, wo sie regelmässig Mitarbeiterin des Studios Zürichs war. Wir erinnern uns alle an ihre Frauenstunden.

Eine Theatergesellschaftspräsidentin

Die Theatergesellschaft in Villmergen (Aargau) hatte an ihrer Generalversammlung ein neues Präsidium zu wählen. Es wurde einstimmig ein Fräulein auserkoren. Damit ist erstmals in der Geschichte dieser bekannten Theatergesellschaft eine Dame an die Spitze des Vereins berufen worden. Dies ist um so bemerkenswerter, als die übrigen rund 380 Theatergesellschaften in der Schweiz ausnahmslos von Männern geleitet werden. (Basler Nachrichten.)

Doch noch Frauen am Unifestzug in Basel

Obwohl das Organisationskomitee eigentlich keine Frauen am Unifestzug dulden wollte, sind schliesslich doch drei Frauen mit dabei gewesen: Frau Dr. Rittmeyer-Iselin, Präsidentin des BSF, Fräulein Dr. Rut Speiser, Präsidentin der Basler Akademikerinnen, Oberschwester Noëmie Bourcart, Leiterin der Fortbildungsschule des Roten Kreuzes von Basel. Es brauchte aber für die Teilnahme dieser Frauen am Umzug den ausdrücklichen Wunsch eines einflussreichen Mannes!

Genfer Polizistinnen?

Seit kurzem beschäftigt die Genfer Trambahngesellschaft auch Frauen. Die Genfer Polizei, die seit Jahren nicht mehr genügend Rekruten findet, sieht sich vor die Frage gestellt, ob sie weibliche Polizisten ausbilden will. Es würde sich dabei aber nicht einfach um eine Vermehrung der bereits eingestellten 6 weiblichen Sozialdedektive handeln, sondern man denkt an uniformierte und bewaffnete weibliche Polizisten, die vor allem bei der Verkehrspolizei eingesetzt werden könnten.

Eine Frau verliert durch ein Verbrechen ihre bürgerlichen Ehrenrechte

Im Waadtland wurde Anfang Juni ein Prozess gegen eine Frau, ihren Bruder und ihren Geliebten wegen Mordes, versuchten Mordes und verleumderischer Anzeige durchgeführt. Es geht hier nicht darum, die Tragödie dieser Frau aufzuzeichnen, deren angeborene Geistesschwäche sie nach dem Zeugnis sowohl der Gerichtsberichterstatter als der Aufseherin im Gefängnis wohl gar nicht ermessen liess, was sie eigentlich begangen hatte. Was uns hier interessiert und ausserdem noch nachdenklich stimmte, das war das Urteil: 20 Jahre Zuchthaus für die Frau, 13 Jahre für ihren Bruder und den Geliebten. Allen dreien wurden sodann für 10 Jahre die bürgerlichen Ehrenrechte entzogen. Denn die Frau hatte wie alle andern im Kanton Waadt wohnenden Schweizerbürgerinnen mit dem 1. Februar 1959 die politischen Rechte erhalten. Jetzt hat sie sie auf Grund ihres Vergehens wieder verloren. — Wir Schweizerinnen aber, die wir weder im Waadtland noch in Genf oder Neuenburg wohnen, wir können mit unserm 20. Geburtstag nicht in die bürgerlichen Ehren eingesetzt werden wie die Männer. Wie ehrenrührig das eigentlich ist, veranschaulicht der hier erwähnte traurige Fall.

vt

Wir Eltern und unsere grossen Kinder

Elisabeth Pistor-Frei

Diskussionen über das Problem der «Halbstarken» sind heute Mode, und wenn auch dieses Problem häufig unnötig dramatisiert wird, so steht doch unwiderlegbar fest, dass die meisten Eltern ratlos und hilflos sind, wenn sie vor Schwierigkeiten mit ihren grossen Kindern stehen. Man steckt plötzlich mitten in einem wahren Dschungel von Fragen und findet keinen Weg mehr. Es ist alles plötzlich anders und viel schwieriger als vorher, als die Kinder noch klein waren. So bleibt uns nun nichts anderes übrig, als uns in dem finsteren Dschungel nach irgendeinem Sternbild umzusehen, nach dem wir uns orientieren können. Dieses Sternbild heisst: «*Kameradschaft*». Wir sind zu Kameraden unserer Kinder geworden, und zwar stehen wir als solche in einer besonderen Gemeinschaft mit ihnen, in der Gemeinschaft von Suchenden. Es geht uns nämlich in allen Meinungsverschiedenheiten und Schwierigkeiten nicht darum, recht zu haben, sondern darum, das Rechte zu finden.

Wir sind aber nicht nur die Kameraden unserer grossen Kinder, sondern wir sind ihre *älteren* Kameraden. Ältere Kameraden haben den jüngeren gegenüber eine Verpflichtung, eine Verantwortung. Wir dürfen nicht einfach mit ihnen zusammen «schwankende Rohre im Wind» sein. Wir dürfen nicht einfach mit ihnen «schwimmen» auf dem Ozean der Unsicherheit. Schliesslich sollten wir in den 30 Jahren, die wir uns länger als sie auf dieser Welt herumtummeln und herumschlagen, allmählich gelernt haben, in welcher Richtung unser Lebensschifflein zu steuern ist.

«Welten» zwischen alt und jung

Ich möchte drei Punkte herausgreifen, die uns bei unseren Jungen vor allem zu schaffen machen:

Da ist zuerst das sogenannte Generationsproblem, die «Welten», welche die Alten und die Jungen scheinbar voneinander trennen: die Verschiedenheit des Geschmacks, die Respektlosigkeit und Frechheit der Jungen, die Nörgelei und Kleinlichkeit der Alten; das Auftrumpfen mit dem Autoritätsprinzip einerseits und das Sich-Auflehnen gegen Bevormundung und Gängelei andererseits.

Die Eltern mögen sich doch bei allem, was sie an ihren Kindern ärgert, fragen, ob dies wirklich so wichtig sei, dass man sich ärgern, und dass man es dem Kind an den Kopf werfen müsse. Man nehme doch Röhrlihosen, Frisuren, Jazzplatten und Zimmerdekorationen als das, was sie sind: nämlich als Äusserlichkeiten. Man spare Wut und Zuspruch für wichtigere Dinge auf, wo es sich beispielsweise um die charakterliche Gefährdung des Kindes handelt. Es wäre gut, sich vor jedem Vorwurf, den man erhebt, erst einmal zu prüfen: handelt es sich hier um Nichtigkeiten oder Wichtigkeiten?

Denn unsere Vorwürfe und Zusprüche müssen wir fein dosieren. Zu häufig angewandt, werden sie entweder nicht mehr gehört oder reizen zum Widerspruch, und sehr bald haben wir eine gereizte, vergiftete Atmosphäre im Haus.

Eine weise Kinderärztin hat mir einmal gesagt: «So fest, ja fast hart man die kleinen Kinder gelegentlich anfassen muss, so zart und schonend die grossen.» Die Pubertierenden, die sich von uns lösen *müssen*, die sich zur eigenen selbständigen Persönlichkeit entwickeln sollen, sind im tiefsten Grund unendlich selbstunsicher — so sehr sie dies auch unter der Maske der Frechheit und Überheblichkeit verstecken wollen. Und in dieser ihrer Selbstunsicherheit sind sie unendlich verletzbar.

Sicher gibt es Gelegenheiten, ganz massiv einzugreifen und dann felsenfest zu bleiben und den härtesten Kampf nicht zu scheuen. Ohne Kampf geht es nie. Wir dürfen dem Kampf nicht ausweichen. Wenn wir das tun, erfüllen wir unsere Pflicht als Eltern nicht. Es geht auch nicht ohne gelegentlichen bösen Streit ab. Unsere grossen Kinder sind oft anderer Meinung als wir; wo verschiedene Individuen sind — und unsere Kinder entwickeln sich zum eigenen Individuum —, da sind verschiedene Meinungen, und da gibt es Auseinandersetzungen. Wir haben diese Meinungsverschiedenheiten in ehrlichem offenen Kampf auszutragen. Nur nicht den Auseinandersetzungen aus dem Wege gehen! Viel schlimmer als gelegentlich offener Streit ist schwelender Groll, der die Seelen vergiftet.

Aber nun wieder die andere Seite: man breche nicht leichtfertig, unüberlegt und aus einer persönlichen schlechten Laune heraus einen Streit vom Zaun. Er soll wirklich gerechtfertigt sein, und gerechtfertigt ist er, wenn man sein Kind vor Gefahr, vor innerer und äusserer, zu bewahren hat, also auch, wenn wir eine charakterliche Gefährdung befürchten müssen.

In allen Dingen des Lebens, die nichts mit diesen inneren und äusseren und charakterlichen Gefahren des Lebens zu tun haben, sollten wir unsere Kinder viel mehr loslassen, freilassen, selbständig handeln und disponieren lassen. Das «Leitseil» muss sehr *lang* werden — es ist schon noch da, aber wir müssen unsern nun erwachsenen Kindern zugestehen, ihr Leben, das heisst die äussere Form ihres Lebens, ihre Zeit und Freizeit weitgehend nach eigener Fasson zu gestalten.

Freilich setzt dies eine sehr grosse und ständige Wachsamkeit seitens der Eltern voraus — es hat also nichts mit Bequemlichkeit zu tun — und jeden Augenblick müssen wir in der Lage sein, wenn eben besagte «Gefahr» droht, das Leitseil anzuziehen und einzugreifen.

Sinnvolle Aufklärung

Der zweite Problemkreis heisst: Unsere *Kinder* und die *Sexualität*.

Es geht ja nicht mehr um das, was man gemeinhin «Aufklärung» nennt. «Aufgeklärt» sind unsere Kinder im allgemeinen lange bevor wir nur im entferntesten daran denken, dass es vielleicht bald Zeit wäre, «es» ihnen zu sagen. Es ist auch nicht gar so wichtig, ob sie nun in vulgärer oder etwas weniger vulgärer Form von irgendwelchen Kindern auf dem Schulweg «aufgeklärt» werden. Wichtig ist, dass wir ein solches Verhältnis zu unsern Kindern haben, dass sie jederzeit, aber auch wirklich jederzeit — da steht jedes Kochen und jedes Putzen zurück — für sie da sind, wenn sie hier Fragen und Angste und Nöte haben. Dieses fragmentarische Zerrbild, das ihnen da von unberufener Seite von der Geschlechtlichkeit gegeben wurde, bedarf dann meist einer Korrektur: Versachlichung einerseits und Befreiung vom Gemeinen andererseits. Es gibt ja auch sehr gute Lektüren auf diesem Gebiet, ich denke vor allem an Bovet.

Wichtig ist, dass unser Verhältnis zu unseren Kindern, auch wenn sie noch grösser und schliesslich richtig erwachsen werden, immer ein Vertrauensverhältnis bleibt. Wir sind auch in dieser Frage der Kamerad unserer Kinder, aber eben der ältere Kamerad. Sie brauchen unsere Hilfe und unseren Rat. Wir haben ihnen auch hier einen Kompass in die Hand zu geben. Und zwar nicht durch moralische Reden und Grundsätze, sondern durch unser eigenes Leben, das wir ihnen vorleben. Sie dürfen sehr wohl ahnen, dass auch für uns Ältere dieses Problem ein brennendes und oft ungelöstes und schmerzvolles ist. Aber wir haben ihnen doch die Richtung zu weisen, vor allem in diesem Sinn: Dass das Prinzip des «Sich-Auslebens» ein falsches Prinzip ist, dass wir damit das Leben anderer Menschen, ja oftmals ganzer Familien zerstören, und dass wir selbst dabei nicht glücklich werden können. Wir dürfen es ihnen auch ruhig einmal bei einer günstigen Gelegenheit sagen — immer vorausgesetzt, dass wir selbst «sauber» sind auf diesem Gebiet —, dass es keinem Menschen schadet, sich zu «meistern», und dass von Selbstbeherrschung noch keiner Komplexe bekommen hat.

Im übrigen soll man die Frage von Geschlecht und Liebe auch nicht unnötig dramatisieren. Es ist richtig und es ist gut, wenn unsere Jungen ihre Freunde und Freundinnen haben. Öffnen wir ihnen unsere Häuser, lernen wir sie kennen, pflegen wir den Kontakt mit ihnen, stellen wir ihnen unsere Räume zur Verfügung, wo sie ihre Feste bauen können! Seien wir grossherzig und weitherzig in allem, was «Feste» anbelangt — aber seien wir andererseits auch wieder fest und klar und unbeugsam, wenn es sich darum handelt, gewisse Grenzen zu wahren.

Das Halbstarken-Malaise

Ich komme nun zu der dritten Problemengruppe: das tiefe «Malaise» unserer Jugend, aus dem die viel besprochenen Handlungen der sogenannten «Halbstarken» entspringen.

Es ist vollkommen natürlich und normal, dass ein junger Mensch Wandlungen von tiefer Verzweiflung hat. Wie soll ein Mensch reifen und wachsen, wenn er nicht durch solches hindurchgegangen ist? Zu allen Zeiten war der junge Mensch tragisch und melancholisch.

Das Neue und Beunruhigende ist nur, dass der heutige Mensch — und nicht nur der junge! — nicht mehr bereit ist, Schweres auf sich zu nehmen, Belastungen und Spannungen zu ertragen. Sofort muss «abreagiert» oder in irgendeiner Form «drauflgelaufen» werden.

Wir Eltern müssen es unseren Kindern auch hier vorleben, dass sie bereit sind, Schweres, das uns auferlegt ist — und in welchem Leben gibt es das nicht? — geduldig und ergeben zu tragen.

Freilich müssen wir zugestehen, dass es unseren heutigen Jungen doch in einem Punkt schwerer haben als die Jungen der früheren Generationen: sie leben in einer aufgelösten Gesellschaftsordnung, in einem Chaos, einem Trümmerfeld, kein Stein ist mehr auf dem anderen geblieben. Die beiden Weltkriege haben alles aus den Fugen gebracht.

Nun, wahrscheinlich war diese Gesellschaftsordnung hohl und morsch, und dann ist es nicht schade um ihren Zusammenbruch.

Aber die Jugend hat es damit viel schwerer, sich im Leben zu orientieren. Sie möchte Ziele, und zwar nicht materielle, sondern ideelle Ziele. Gross ist die Gefahr, dass sie sich falschen Ideologien in die Arme wirft — so war es beim Nationalsozialismus, so ist es beim Kommunismus —, nur um den «Nichts», dem «Nihilismus» zu entrinnen. Die Hochkonjunktur macht es den Jungen nicht leichter, im Gegenteil viel schwerer: die Arbeitszeit wird kürzer, der Lohn wird grösser, was tun mit seiner Zeit und seinem Geld? Das Nichts lauert.

Wieder ist es Pflicht des «älteren Kameraden», unseren Jungen Ziele zu weisen, Aufgaben vor Augen zu führen. Noch gibt es viel, viel Not auf der Welt. Denken wir nur an das Flüchtlingselend mit seiner Wohnungsnot, denken wir auch an das harte Leben unserer überlasteten Bergbauern. An uns Älteren ist es, solche Brennpunkte aufzuzeigen, solche Aktionen in die Wege zu leiten. Mit Freude werden unsere Jungen ihre Zeit und ihren unversieglichen Überfluss an Kraft hergeben für ein solches Ziel. Ein schöner Anfang wurde in dieser Richtung vergangenen Sommer gemacht in der Aktion «Isenfluh», die, wie es scheint, ein voller Erfolg war.

Seien wir uns aber bewusst, dass es damit nicht gemacht ist, dass wir unsere Jungen auf gewisse ideelle Ziele hinweisen: die Auseinandersetzung mit dem Leben überhaupt, mit seinen Untergründen und Abgründen, das Suchen nach seinem Sinn können wir ihnen nicht abnehmen. Unsere Jungen werden zeitweise durch tiefe Einsamkeiten gehen, und wir können ihnen nicht helfen, so gern wir es möchten, wenn wir spüren, wie sie leiden. Wir werden unsererseits leiden unter ihrer Verschlossenheit, ihrem schroffen, abweisenden und unfreundlichem Wesen. Und doch *muss* das so sein. Wie sollten sonst unsere Kinder selbständige Menschen werden, wenn sie nicht selber und auf eigenem Wege um den Sinn des Lebens ringen wollten?

Und doch sollen sie wissen, unsere Jungen, dass wir Eltern auch noch da sind. Dass wir *jederzeit* Zeit haben, wenn sie zu uns kommen wollen mit ihren Nöten. Wir Eltern müssen aber etwas lernen: zu warten. Die Jungen sprechen, wenn *sie* sprechen wollen, und wenn sie nicht wollen, dann wollen sie nicht. Und mit Fragen unsererseits machen wir das Türlein vollends und für lange zu. Unsere Kinder sollen spüren, dass auch wir suchende Menschen sind, die oft nicht mehr ein und aus wissen, und dass wir ihre Verzweiflung und tiefe Niedergeschlagenheit verstehen; dass wir als gute Kameraden unser möglichstes tun möchten, um ihnen tragen zu helfen.

Ich schliesse meine Gedanken mit einem Bild ab: der «Modus vivendi» von uns Eltern mit unseren Kindern gleicht dem Balancieren auf einem schroffen Grat: Immer drohen wir nach der einen oder der anderen Seite abzurutschen; gleicht dem Lavieren zwischen zwei Klippen: der Scilla der zu grossen Freiheit und der Charybdis des zu starken Zwanges. Sich auf dieser gefährlichen Bergtour und Schiffahrt einigermassen zurechtzufinden, gelingt uns nur, wenn wir Eltern uns, zusammen mit unseren Kindern, unter eine höhere Führung stellen und dort immer wieder Rat und Hilfe suchen.

(Aus «Mutter und Kind», Walter Loepthien, AG Verlag, Meiringen).

Eheseminar für evangelische Soldaten

Im Heim der Christlichen Pfadfinderinnen auf Schloss Schwanberg/Ufr. fand ein Eheseminar für evangelische Soldaten des deutschen Bundeswehr-Standortes Cham statt. Ueber 40 jungverheiratete oder verlobte Angehörige der Bundeswehr nahmen daran teil. EPD

Der Kult des Aeusserlichen

Da stehen sie: drei, vier junge Mädchen. Sie haben soeben die Räume der privaten Handelsschule verlassen, und jetzt eilen sie plaudernd und lachend nach Hause. Gehen sie wirklich nach Hause? Ihrer Kleidung und Aufmachung nach ist das kaum zu erwarten. Enge Hosen, moderne Pullis, raffiniert geschnittene Kleider, geschminkte Lippen, lackierte Fingernägel scheinen ganz selbstverständlich zu sein. Selbst die Schuhe sind der letzte Modeschrei — und dabei sind diese Mädchen erst 16 und 17 Jahre alt.

Nichts gegen moderne und schicke Kleidung. Aber wenn sich die Grenzen zwischen Geschmack und Kultur verwischen, wenn der Arbeitsplatz zur Modeschau wird, wenn die Mädchen einer Klasse anfangen zu wetteifern, wer sich am extravagantesten aufmachen kann, wenn die Filmstars Modell sind für gefärbte Haare, Make-up, luxuriöse Handtaschen und hypermoderne Schuhe, so zeigt sich darin nicht nur ein Mangel an echter Bildung und natürlichem Jungmädchentum, sondern auch ein erschreckendes Unverständnis für die Wirklichkeit des Lebens und für die Zukunft, die einmal durch eigene Leistung und taktvolles Einfühlungsvermögen in die allgemeinen Verhältnisse gemeistert werden soll.

Aber sind die jungen Mädchen an dieser Entwicklung allein schuld: Viele von ihnen bekommen ein Taschengeld, das nicht gerade klein ist. Nicht wenige Eltern erfüllen ihren Töchtern jeden Wunsch. Wenn das Töchterlein erklärt: «Mutti, mit diesem Kleid kann ich mich in der Schule nicht mehr sehen lassen», wird ein neues gekauft, damit das Kind wieder standesgemäss angezogen erscheint. Selbst auf den höheren Schulen zeigt sich in der Mittel- und Oberstufe diese Tendenz. Aber dieser Hang zur Extravaganz, zum Kult des Aeusserlichen ist nicht nur bei uns verbreitet, Schülerinnen in Schweden beispielsweise haben in einer schriftlichen Eingabe an die Schulleitung erklärt, dass sie wesentlich aufmerksamer sein könnten, wenn die Lehrkräfte auch über die modernen Tänze und die neueste Mode hinreichend orientiert wären.

Vielleicht brauchte man diese Leidenschaft zur Modernität nicht so ernst zu nehmen, wenn es nicht bei uns auf der andern Seite noch so viele Menschen gäbe, die sehr genau rechnen müssen. Wenn es auf der einen Seite 8- bis 10jährige gibt, die schon 5 Franken und mehr Taschengeld in der Woche bekommen, während andere Kinder nicht einmal ein eigenes Bett zu Hause haben, dann entwickelt sich hier ganz von selbst durch Verschulden der Eltern eine Kluft, die später kaum noch überbrückt werden kann.

Niemand wird von einem jungen Mädchen verlangen, dass es sich unvorteilhaft kleidet und nichts aus sich macht. Aber der Reiz einer jungen Erscheinung liegt nicht in der raffinierten Anwendung kosmetischer Mittel und einer extravaganten, nicht auf den Schauplatz des Auftretens abgestimmten Kleidung, sondern in der Anmut und Natürlichkeit der Jugend. Geraten diese weiblichen Tugenden heute in Vergessenheit, weil im Zeitalter der Rekorde und Sensationen nur diejenige zu wirken glaubt, die sich schon mit 16 Jahren als Vamp verkleidet und mit 17 Jahren schon ein paar «feste Freunde» gehabt hat? Das eine zieht das andere allzu leicht nach sich.

Sicher sind nicht alle jungen Mädchen so. Aber ihre Zahl nimmt zu. Schlechte Beispiele verderben bekanntlich gute Sitten, denn kein Mädchen möchte als «Aschenputtel» herumlaufen, wenn die Klassenkameradin wie ein Filmstar auftritt. *IMA*

Musik des Abendlandes

Im stimmungsvollen Konzertsaal des gepflegten, schön renovierten Hotel Braunwald herrschte anlässlich der 25. Jubiläums-Musikwoche der Gesellschaft der Musikfreunde Braunwald wiederum ein beglückender Betrieb hoher Kunstentfaltung. — Unsere genial zu nennende Veranstalterin, Dr. Nelly Schmid (Zürich), begrüsste einen grossen Hörerkreis von Mitgliedern sowie als Ehrenpräsidenten Prof. Dr. A.-E. Cherbuliez, desgleichen das schon für das erste Abendkonzert anwesende Zürcher Kammerorchester mit seinem berühmten Leiter Edmond de Stoutz. —

«Kräfte, Persönlichkeiten und Stile — Ein Ueberblick vom Ausgang des Mittelalters bis zur Neuzeit», so nannte Prof. Dr. Cherbuliez die Untertitel seiner Vorträge von umfassendem Wissen und hoher Geistigkeit. Geschichte und Kulturentwicklung formten auch das Musikleben der sich bildenden Völker und Nationen. Schon vor dem 7. Jahrhundert war für Gesagtes, Geschriebenes, Gespieltes aus einem Chaos ein Echo zu schaffen.» Jedoch erst die vom Orient einströmenden Einflüsse des Christentums unter Kaiser Konstantin — wie auch unter Karl dem Grossen führten, vornehmlich in den Klöstern, zu einer Kirchenmusik. — Daneben entstand die Ritterkultur der Minne- und spätere Mariendienst bis ins 13. und 14. Jahrhundert. Sowohl die Städtegründung als das spätere Zunftwesen bewirkten eine liedhaft, volkstümliche Musik, dem Instrumentalen bald zugewandt durch die Fachleute und hochgeistigen Fürsten- wie Bürgerkreise. Als weitere Urkraft kam die Tanzweise hinzu. Aus der Einstimmigkeit entstand die Mehrstimmigkeit — auch galt es, die Melodie auszuschmücken. Im Anruf einer wunderbaren Schöpferkraft äussert sich schon der reformatorische Cantus firmus mit darüber schwebenden Andachtstexten, als Vorläufer der Motette. Die Grossen jener Zeit stellten sich, oft ganz anonym, nie ruhmsüchtig, in Kultur und Musik in den Dienst ihrer Aufgabe. Es war die Epoche der Renaissance mit ihrer allgemeinen Prachtentfaltung, der a-capella-Polyphonie mit den Hauptträgern Josquin, Alessandro di Lasso, Palestrina, dem Schweizer Ludwig Senfl u. a. — Das ganze Abendland war schon lebhafter Musikpflege zugewandt mit grossen wie kammermusikalischen Vereinigungen.

Wir hörten vorerst Beispiele von Platten, dann im Eröffnungskonzert ein Concerto grosso von Geminiani voll Klangreichtum in g-Moll, als feurige wie andachtsvolle Interpretation des Zürcher Kammerorchesters. In der englischen Pavane-Komposition «Lacrimae» von Dowland offenbarte Edmond de Stoutz höchste Meisterschaft der Technik wie bewegter Ausdruckskunst, alle weiteren Darbietungen zu beglückendem Erleben gestaltend in schwungvollem wie geheimnisvoll verhauchenden Orchesterklang.

In seiner Ueberleitung zur Barockmusik schilderte Prof. Dr. Cherbuliez die Entwicklung der Oper mit erstem Zentrum Venedag, wo jede «stagione» mit einem neuen Werk eröffnet werden musste und die Komponisten für alle einzelnen Gebiete der Aufführung ihre Handlanger hatten. Die der Opera seria in zwei bis drei Pausen eingefügten Intermezzi führten dann zur selbständigen opera buffa, deren Hauptkomponist Monteverdi (La serva padrona u. a.) war. — Mozart vereinte beide Gattungen zu seinen unerreichten Opern, voran «Die Zauberflöte». Dieses Meisterwerk offenbarte schon auf geniale Weise die musikalische Aeusserung individueller Empfindsamkeit durch herrliche Arien, ebenso jene der Menschlichkeit, von Beethoven im «Fidelio» und in der Neunten Sinfonie zum Hymnus weltumfassender Brüderlichkeit gebracht. — Unser Referent beleuchtete kurz die Kompositionswandlungen der Klassik im Lichte der Aufklärungsepoche. Vivaldi, Rameau, Händel, Bach weisen schon in die humane Weltanschauung, Polyphonie und Harmonie mit edler Melodik verbindend. Dieser Weg führte allmählich hinweg von den grossen sinfonischen Werken und den edlen Oratorien zurück zur volkstümlichen Einfachheit in Lebensart, Kunst und Musik. Schubert ist der letzte geniale Klassiker in seiner klar umrissenen Kompositionsform, und der erste Frühromantiker im Klavierwerk und Lied.

Hatte das Winterthurer Barock-Quintett mit seinen herrlich sonoren Instrumenten und dem Silberklang des Cembalos (Willy Hohl) einschlägige Kammermusik faszinierend gespielt, so ergänzte das Zürcher Kammerorchester diese Darbietungen mit wiederum meisterhaft vorgetragenen Werken von Albinoni, Boyce und dem tief ausgedehnten Concerto grosso, op. 6, in h-Moll, von Händel.

Eine Matinee war Haydn und Mozart gewidmet, in dem das Urfer-Flötenquartett und das Piraccini-Stucki-Streichquartett ihre wahrhaft vollendete Kunst unter Beweis stellten. Die Luzerner Sopranistin Jung und ihre Begleiterin, Marianne Wreschner, entsprachen leider nicht den künstlerischen Erwartungen, weder durch Vermittlung klassischen noch, später, romantischen Liedgutes. Mit interessanten Hinweisen auf das Wesen neuzeitlicher Kultur und Musik kam Prof. Dr. Cherbuliez noch auf die Problematik tonaler und atonaler Strömungen zu sprechen, von der Spätromantik zur Moderne führend, die «destruktiven Elemente» in Wagners «Salome» und «Elektra», die «Zerfaserung der Harmonik und Melodik in der Zwölftontechnik aufzeigend mit dem hoffnungsvollen Schlusswort: «Zukünftige Komponisten werden den richtigen Weg gehen!» — Inwieweit der Expressionismus zum Ausdruck der Verzweiflung wurde, erlebten wir bei der erschütternden Aufführung von Bartoks «Divertimento» (paradoxer Titel!) mit seinen harten Klangfarben und der atonalen Melodik. Edmond de Stoutz interpretierte dieses Werk, 1938 vor des Komponisten Emigration nach den USA entstanden, als den Niederschlag jener Vorkriegsereignisse, als tragische Vision vernichtenden Geschehens wie auch ergreifenden Hoffnungsschimmers eines überweltlichen Erlebens. — Von diesen Eindrücken durften wir uns befreien, als das Flöten- und das Streichquartett, bei welchen Hermann Friedrich, Viola, und Walter Haefeli, Violoncello, unentwegt künstlerisch mitwirkten— ein reizvolles Werk des Parisers Pleyel und eine köstliche Serenade von Beethoven zu Gehör brachten.

Am traditionellen Bankett begrüsste Dr. Nelly Schmid Herrn Regierungsrat Dr. Stucki in Vertretung der Glarner Behörden, unter deren Patronat unsere Gesellschaft der Musikfreunde Braunwald steht. Unsere Leiterin würdigte die ständigen, so zweckdienlichen Zuwendungen und erwähnte auch das Wohlwollen des Braunwalder Verkehrsvereins. Der Festredner überreichte unserer «Präsidentin» zum 25. Jubiläum als Geschenk «Das Glarnerland in Wort und Bild» mit dem Wunsche, es möchten noch weitere solch allseitig begeisternde Veranstaltungen stattfinden. Solche wurden später durch Dr. N. Schmid in photographischen «Rückblicken» auf der Leinwand gezeigt, nachdem auch wir Mitglieder der Kursjubilarin mit einem Geschenk gedankt hatten. Unser Ehrenpräsident Prof. Dr. Cherbuliez war leider schon zuvor zu einer Tagung nach Wien berufen; hingegen führte sein heuriger Nachfolger Prof.

Wenn jede Not eine Stimme hätte...

Es ist erstaunlich, wie viele Leute hilfsbereit werden — sobald die Not einen Prediger hat. Aber das ist Voraussetzung, sie darf keine verschwiegene Not sein; sie muss Stimme haben, sie muss zuerst Lärm machen oder ein Schauspiel sein, bevor die Leute ihr Herz spüren und ins Laufen kommen. Wo das Unglück Gewehrsalven verschiesst — Budapest —, wo es Staudämme zerbröckelt — Fréjus —, wo es ganze Städte zu rauchenden Schutthaufen zusammenwirft — Agadir —, da regnet es Hilfe aus allen Himmelsrichtungen, da wetteifert die Nächstenliebe über ganze Kontinente hinweg. Andere Not aber, stillere und manchmal doch so verzweifelte Not, vermag die Herzen nicht aufzuwecken; auch dann nicht, wenn sie uns vor den Füssen liegt. Ein Flüchtlingslager zum Beispiel. Menschen wohnen da, denen man die Heimat genommen hat und die vielleicht schon mehr als 15 Jahre von einer Baracke zur andern herumgeschoben werden. Ist das zu wenig Unglück, wenn ein Mensch lebensmüde wird und alles Licht aus dem Gesicht verliert, weil die Blicke an den Barackenwänden stumpf geworden sind? Es gehen bloss jeden Tag ein paar «Fürsorgekräfte» zu diesen vergessenen Menschen, keine hilfreichen Prozessionen; weil die Not der Lagerleute kein Aufruhr, kein Dammbruch, keine Lawine und kein Erdbeben ist, sondern bloss ein lautloses Ersticken.

Für Agadir sind die Flotten aus dem Mittelmeer und dem Atlantik zusammengelaufen und das Rote Kreuz sendet Tag und Nacht seine Postchecknummer. Das ist gut so. Wenn in Marokko ein Erdbeben gewütet hat und einige Stunden später sind amerikanische Pioniertruppen zur Stelle, um unter den Schutthaufen nach Ueberlebenden zu graben, dann ist das ein Kulturgewinn, einer der wenigen, dessen unsere Zeit sich rühmen darf. Man soll sich daran erinnern, dass vor nicht allzulanger Zeit in der gleichen Gegend noch Sklaven gejagt wurden, dass nicht weit davon entfernt — und nicht zum blossen Zeitvertreib — Atombomben explodierten, dass der Rassenhass, dass die Menschenfresserei in vielfältiger Form noch lange nicht ausgerottet sind, um richtig zu ermessen, was für ein neuer und grosser Gewinn diese internationale Solidarität in Katastrophenfällen ist. Dass diese Hilfe nicht ein Guss aus reiner Nächstenliebe ist, sondern eine Legierung, der auch Eitelkeit, Sportgeist, ja selbst ein Schuss Konkurrenzneid beigemischt sind, das ändert nicht viel an der Sache. Die Tatsache, dass so viele, dass immer weitere Kreise mit Katastrophenhilfe Ehre einlegen wollen, zeigt ja gerade, wie tief dieses Bewusstsein im Menschen verwurzelt ist, dass es Ehrensache sei, einem Menschen in Not beizustehen.

Aber doch nicht bloss, wenn die Not des Mitmenschen eine schreiende, lärmende, auf irgend eine Weise eine spektakuläre Not ist? Dies ist es, was bei aller Freude über die Solidarität für Budapest, Fréjus, Agadir, doch immer auch melancholische Gedanken erweckt. Warum muss die Not einen Knalleffekt haben, um unser Herz zu wecken?

Man möchte manchmal wünschen, dass alles Unglück auf der Welt sehr laut schreiendes Elend sei; bloss zeitweise, denn der Jammer würde so unerträglich anschwellen wie Getöse vor dem Weltuntergang. Wie wären wir da aufgeschreckt, wenn alles Leid plötzlich eine Stimme hätte, so viel Lautstärke jedes Leid, wie in ihm Verzweiflung ist. Verzweifelte Stimmen aus vergessenen Dachkammern, aus sehr vornehmen Fassaden, aus Kellern, Baracken und Heilanstalten. Wenn alles Leid Stimme hätte, das wir in Statistiken eingetrocknet haben, wenn aller Hunger in der Welt, wenn die Millionen, die vom Aussatz zerfressen werden, die Flüchtlingsmillionen in den arabischen und afrikanischen Wüsten und in den Felsen von Hongkong, wenn alle Unglücklichen, die wir vergessen oder über die wir in der Zeitung gemächlich lesen, wenn sie alle sich melden könnten, bloss ein einziges Mal, was wäre das für ein entsetzliches apokalyptisches Schreien über alle Kontinente hinweg. Vielleicht würden wir dann besser helfen, wenn jede Not eine Stimme hätte, einen Prediger, eine Revolte, ein Erdbeben...

Ernst Schnydrig

Von der Arbeit der Aerztin in der Heil- und Pflegeanstalt

Die Arbeit, die der Arzt im Spital zu bewältigen hat, ist wohl jedermann mehr oder weniger bekannt. Ganz anders verhält es sich mit seiner Tätigkeit in der Heil- und Pflegeanstalt. Für den Aussenstehenden liegt eine geheimnisvolle Sphäre über dem Areal, zu dem ihm der Zutritt verboten ist. Er hat vor dem grossen Portal Halt zu machen, das sich nur demjenigen öffnet, der als Kranker Heilung sucht, demjenigen, der dort arbeitet oder demjenigen, der seine nächsten Angehörigen besucht.

Schon beim Eintritt des Kranken in die Anstalt beginnt die Aufgabe des Arztes. Er hat zu entscheiden, wo der Kranke untergebracht werden soll, er hat ihn freundlich zu empfangen und muss ihn oft durch Zureden beruhigen, da er sich durch die Herausnahme aus der gewohnten Umgebung aufregt. Er muss oft auch die Angehörigen der Kranken über allerlei orientieren, muss zum Beispiel auch entscheiden, ob ihr Besuch für den Patienten günstig oder schädlich sei. Es ist oft nicht leicht, immer ganz im Interesse des Kranken zu handeln, da dieser selber meistens nicht einsieht, was für ihn dienlich sei, und die Angehörigen, die die Krankheit des Patienten nicht durchschauen, oft sehr geneigt sind, zu glauben, die Wünsche des Kranken müssten vor allem respektiert werden. Der Arzt hat auch mit den gesetzlichen Vertretern der Kranken zu verhandeln und die Interessen der Patienten gegen die Aussenwelt zu vertreten.

Unsere Hauptaufgabe ist aber die Untersuchung und Behandlung des Patienten. Durch langdauernde Aussprachen suchen wir uns vom Denken und von den gefühlsmässigen Beziehungen des Kranken zur Aussenwelt ein Bild zu machen; wir suchen zu verstehen, wie die Krankheit sich entwickelt hat, welche Ursachen ihr zu Grunde liegen könnten. Zur Vervollständigung des Bildes sind auch allgemeine und spezielle körperliche Untersuchungen erforderlich. Die Durchuntersuchung eines Patienten und die genaue Abklärung seiner Krankheit benötigen deshalb mehr Zeit, als dies im Spital der Fall ist. Oft muss ausser den Untersuchungen auch eine mehrwöchige genaue Beobachtung des Verhaltens des Kranken auf der Abteilung erfolgen.

Ist die Art der Krankheit durch den Arzt festgestellt worden, so hat er die Behandlung durchzuführen. Diese kann in der Verabreichung von Medikamenten bestehen, aber auch Schockbehandlung und Schlafkuren in sich schliessen. Eine sehr wichtige Behandlungsart ist die Arbeitstherapie. Der Kranke muss sinngemäss und seinen Fähigkeiten entsprechend in einem geordneten Arbeitsprozess eingegliedert werden. Es gibt auf dem Gebiete der Psychiatrie aber auch viele Krankheiten, die wir nicht heilen können. Dann haben wir die schwierige Aufgabe, dem Patienten zu zeigen, wie er trotz seiner Krankheit Möglichkeiten hat, sich im Leben durchzubringen. Dazu braucht es oft lange dauernde, zahlreiche Besprechungen zwischen Arzt und Patient. Es gibt auch bestimmte Krankheiten, die durch diese Behandlungsart, wir nennen sie Psychotherapie, ganz geheilt werden können.

Ist der Kranke wieder so weit, dass eine Entlassung in Frage kommt, so hat der Arzt nochmals eine schwierige Aufgabe zu erfüllen. Der Kranke soll nachher im Leben draussen nicht sofort auf eigenen Füssen stehen müssen. Der Arzt hat sich mit den Angehörigen oder dem Vormund zu verständigen. Er hat zu raten, welche Arbeit günstig wäre und muss in bestimmten Fällen den Arbeitgeber informieren. Er achtet auch darauf, dass der Patient in eine geordnete Umgebung kommt, wo ihn nicht sofort tausend äussere Schwierigkeiten erwarten. Oft muss noch eine weitere eigentliche Behandlung durchgeführt und der Kranke ärztlich überwacht werden.

Meine wichtigste Arbeit ist neben alldem die ambulante Behandlung von Kindern. Die nervenärztliche Betreuung der Kinder ist im Kanton Thurgau gegenüber anderen Kantonen noch recht wenig ausgebaut. Es ist aber ein Gebiet der ärztlichen Arbeit, dem in der Zukunft immer mehr Bedeutung zukommen wird. Man stellt sich heute doch vor, dass durch frühzeitiges Eingreifen beim Kinde manches soziale Versagen der Erwachsenen vermieden werden könnte. Angemeldet werden die Kinder vom Hausarzt, von den Schulbehörden oder von den Eltern selbst. Wenn Kinder mit dem Jugendstrafrecht in Berührung kommen, wird vom Jugendanwalt oft eine nervenärztliche Begutachtung angeordnet.

Die Untersuchung eines Kindes dauert immer mehrere Stunden. Sehr wichtig ist die Besprechung mit den Eltern oder dem Erzieher des Kindes. Die Begleitperson sollte möglichst genau darüber orientiert sein, wie sich das Kind bis jetzt körperlich und seelisch entwickelt hat und welche Umstände zur Untersuchung führten. Wir müssen uns aber nicht nur von den Entwicklungsstörungen und Unarten des Kindes, sondern auch über die Lebensweise der Eltern, über die Verhältnisse, in denen das Kind aufwächst, ein Bild machen können. Wir sollten wissen, ob die gleichen Störungen oder sonstige nervöse Abnormität schon bei andern Familienangehörigen aufgetreten sind. Erst wenn die Vorgeschichte genau abgeklärt ist, kommt die eigentliche Untersuchung des Kindes an die Reihe. Auch hier wird oft eine körperliche Untersuchung notwendig. Dann folgt an erster Stelle eine Intelligenzprüfung. Diese ist wichtig, weil viele nervöse Störungen im Kindesalter dadurch entstehen, dass das Kind dem Unterricht nicht folgen kann, darunter leidet und dadurch seelisch geschädigt wird. Durch weitere Testuntersuchungen werden auch die Charakteranlagen des Kindes geprüft. Wir lassen das Kind zeichnen, um seine geistige und manuelle Geschicklichkeit und Regsamkeit zu prüfen, wir lassen es spielen, um verborgene, dem Kinde und seinen Eltern unbekannte Ursachen der nervösen Störungen aufzudecken.

Bei Kindern sind selten eigentliche Geisteskrankheiten zu finden. Häufiger handelt es sich um angeborene charakterliche Abnormitäten oder um Intelligenzdefekte. Manchmal sind die Kinder selbst gesund, leben aber in für sie ungünstigen Verhältnissen. Seltener handelt es sich um eigentliche organische Hirnerkrankungen, die meistens ins Gebiet der Epilepsie gehören.

Auf Grund unserer Untersuchungen beraten wir die Eltern. Manchmal, allerdings nicht sehr häufig, können Kinder durch Medikamente günstig beeinflusst werden. Oft muss den Eltern erklärt werden, wie sie die Kinder behandeln müssen, ob das Kind nötig hat, dass man sich ihm gegenüber streng und ganz konsequent verhält oder ob eine besondere entgegenkommende Nachgiebigkeit am Platz wäre. Bei einem andern Kinde müssen die Eltern darauf aufmerksam gemacht werden, dass das Kind intelligenzmässig nicht imstande ist, dem normalen Unterricht zu folgen und deshalb in die Hilfsklasse oder in ein Heim für Schwachbegabte eingewiesen werden sollte. Nur dort, wo nicht zu viel von ihm verlangt wird, kann es wieder ruhig und zufrieden sein und es wird dort besser aufs Leben vorbereitet, wo der Unterricht seinen Fähigkeiten angepasst ist als in der Normalschule, wo es überhaupt nichts versteht. Wieder bei einem andern Kinde ist die Beobachtung in einem nervenärztlich geleiteten Heim notwendig, ein anderes muss im Spital körperlich genau durchuntersucht oder sogar dem Neurochirurgen zugeführt werden.

Wenn alle diese Kinder nach einer ein- bis zweimaligen Untersuchung ausgeschieden sind, bleibt noch eine kleine Gruppe übrig, die weiter in ambulante Behandlung kommt. Mit diesen Kindern bespricht man ihre Schwierigkeiten. Wir lassen sie viel zeichnen, malen und mit Plastilin kneten. Sie bekommen geeignete Bücher zu lesen, die nachher mit ihnen besprochen werden. Im Spiel und in der Zeichnung sollen die negativen Einstellungen des Kindes gegenüber den Eltern oder seiner sonstigen Umgebung zum Ausdruck kommen. Die Kinder werden dadurch ruhiger, gegenüber der Umgebung weniger trotzig, durch geeignete Beschäftigung werden sie davon abgelenkt, Dummheiten anzustellen. Sie fühlen sich dadurch verstanden und es wird ihnen Beachtung geschenkt, die sie sich dann nicht mehr durch allerlei ungebührliches Betragen verschaffen müssen. Angstzustände, die die Kinder jahrelang geplagt haben, können so in wenigen Behandlungen verschwinden.

Es lag mir ganz besonders daran, diese Behandlung der Kinder etwas näher auszuführen, da sie im allgemeinen wenig bekannt ist. Und doch kann dadurch manchem Kinde geholfen werden. Manch angstvolle Stunde bleibt ihm erspart. Durch verständnisvolle Fürsorge und Führung wird ihm das Leben leichter gemacht, und es eröffnen sich ihm neue Möglichkeiten, die ihm trotz charakterlicher Mängel erlauben, ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Verena Gebhart

Aus «Die Frau im Thurgau»
(Ein Gemeinschaftswerk, herausgegeben von Claire J. Schibler-Kaegi, Verlag Huber & Co. AG., Frauenfeld.)

Die Frau in der Kunst

Am Schweizerischen Aerztetag in Zürich, der mit dem 150-Jahr-Jubiläum der Schweizerischen Aerzte-Gesellschaft zusammenfällt, zeigten die Mitglieder ihre in der Freizeit geschaffenen Werke im Gebiet der Malerei, Skulptur und Literatur im Zürcher Kongresshaus. Die letzte Veranstaltung dieser Art fand im Mai 1959 im Kurbrunnen von Rheinfelden statt. Diesmal war der Kreis durch Einbeziehung der Schriftsteller erweitert worden. Bei den Plastiken bemerkte man Liselotte Meier (Zürich), die auch bei den Malern zu finden war; bei den Malern Lina Peter (Zürich) mit Scherenschnitten, Hedwig Schaub (Basel), und bei den Schriftstellern Anne Audeoud-Naville, Hilde und Olga Becker (Zürich), Pauline Lenz (Locarno).

*

Anlässlich der Wiener Festwochen wurden zwei Uraufführungen gegeben, beide von Frauen geschrieben: «Das Leben meines Bruders» von Lida Winniewcs, und «Alphabet in der Ewigkeit» von Beatrice Ferolli. Die Kritikerin Dr. Irmgard Redlinger bezeichnete die zwei Werke als die einzig wichtigen des Festivals.

*

Im Oktober bringt Brüssel das Schauspiel der Darstellerin Renée Barels «Les quatre murs».

*

In der Zürcher Galerie Suzanne Bollag sind bis zum 14. September moderne Maler ausgestellt, darunter Verena Löwenberg, Maria Vieira, Sonja Sekula und Vera Haller.

*

Bei der Zürcher Kunsthaus-Ausstellung «16 Basler Maler» begegnet man auch den Baslerinnen Marguerite Ammann und Irène Zurkinden: beide tendieren nach der phantastisch-poetischen Tendenz, wobei die erste mehr das Märchenhafte bevorzugt, wie in dem wunderschönen «Tiger», scheinbar aus der indischen Mogul-Zeit, während die zweite schärfer, ja dämonischer ist, was am stärksten im «Ballet lugubre» zu Tage tritt. *M.*

*

Die Stadt Ueberlingen, die alljährlich einen Bodensee-Literaturpreis zu vergeben pflegt, ehrte nachträglich die sechs Dichter und Forscher, die in den Jahren 1954 bis 1959 diesen Preis erhielten, in einem Gedenkheft. In dieser Schrift wurden von jedem einzelnen Bildnis, Laudation und die zu seinen Ehren gehaltene Rede veröffentlicht. Die längste, von Eduard Stäuble gehaltene Ansprache gilt der Trägerin des Bodensee-Literaturpreises Mary Lavater-Sloman, der Autorin der Biographie über Annette von Droste-Hülshoff.

Dr. H. Keller, Stuttgart, sich humorvoll in seine Referentenaufgabe ein.

Nach der traditionellen Matinée zu Gunsten des Sanatoriums Braunwald bot er uns bereits einen zweiten Vortrag, das Wesen Beethovens und der Frühromantik sowie dann der Hochromantik von der Geschichte her erläuternd. Die Epochen zwischen den Revolutionen 1892 und 1948 wurden lebendig geschildert in ihren Zusammenhängen von Kultur und Musik, einschliesslich das jeweilige Gesellschaftsleben. Einen fesselnden Vergleich bot der Referent zwischen Leben und Wirken von Giuseppe Verdi und Richard Wagner im Hinblick auf die Entwicklung der grossen Oper. — Liebevoll schilderte er die Tonmeister Robert Schumann, Johannes Brahms und Hugo Wolff, kritisch jedoch Richard Strauss, sogar Anton Bruckner. Mendelssohns und Schumanns Verdienste um das deutsche Musikleben fanden bis heute Anerkennung — ebenso ihre Förderung der Klaviermusik. Diese hatte in Chopin ihren wohl beliebtesten Vertreter und lebt weiter, auch im Konzertsaal noch hochgeschätzt. — Wir vernahmen viel Aufschlussreiches über den Impressionismus, vom Frankreich aus gefördert, vor allem durch Ravel und Debussy, von Deutschland in neuere, stetig konkretere Form gebracht durch Max Reger und Hindemith, auch in Verbindung von tonaler und atonaler Kompositionstechnik. «Unsere Epoche steht nicht nur unter der Aegide der abendländischen Musik, sondern auch unter der Neuerscheinung des Jazz von Amerika her. Dieser kommt dem heutigen Grosstadtmenschen entgegen, wirkt massiv, ironisch, doch auch empfindsam in Klang-Farben- und Tonreichtum. Neben der nie versagenden Kunstmusik fügt er sich den heutigen Lebensformen ein in merklichem Verlust aus Lebensnähe. Daher fordern Kunst und Musik höchste Bemühungen, um auch im sozialen Leben die höchsten Werte hochzuhalten und zu fördern!»

Das Sonatenspiel fand würdige Vertreter: Aida Stucki und Pina Pozzi boten hinreissend die dritte Violinsonate von Brahms. Isabelle v. Vintschger liegt Schumann besser als Mozart und Beethoven, denen ihr Gatte, Jürg v. Vintschger, mit stupender Technik Leben und Kraft verleiht wie auch Chopin, Debussy, Frank Martin. — Künstlerische Höhepunkte bot Prof. Max Egger, zum Meisterpianisten herangereift. — So erwies sich unser Jubiläumskurs als beglükkender Erfolg!

H. Lr.

Bierhumpen usw.
KADY BOUTIQUE

KADY
Gesellschaftsschule
Ecole de Savoir-vivre
Kursbeginn: 23. August, 23. Sept., 25. Oktober
für Damen, Herren und Ehepaare

Dolmetscher- und Uebersetzungsdienst
KADY SERVICES

Neue Adresse: Pfalzgasse 6 Tel. 23 37 87
Fortsetzung Strehlgasse-Lindenhof Zürich 1

Der Beruf der Orthoptistin

(BSF) «Augen, meine lieben Fensterlein...!» Welches Glück für einen Menschen, auf den dieser Ausdruck zutrifft, aber wie traurig auch, z. B. für ein kleines Kind, wenn etwas am Auge gestört ist, wenn es schielt, wenn es die Gegenstände nicht richtig erfasst oder schwachsichtig ist. Aber heute weiss man, dass die Augenheilkunde bei rechtzeitiger Behandlung diese Schäden heilen oder jedenfalls bessern kann; es braucht dazu nur sehr viel Uebung und sehr viel Geduld! Wer ist es, der da helfen, als guter Engel das Kind (manchmal sind es auch Erwachsene) durch entsprechende Schulung seiner Augen zum richtigen Sehen bringen kann?

Die Orthoptistin (Sehschultherapeutin), Vertreterin eines Frauenberufes, der, in England recht verbreitet, seit einigen Jahren auch bei uns aufgekommen ist und in den Augenkliniken von Basel, Lausanne, St. Gallen und Zürich erlernt werden kann. Wer eignet sich dazu? Wie gesagt, junge Mädchen, die wissen, was Geduld ist, Geduld mit Kindern, und die gerne helfen, heilen, glücklich machen wollen. Etwas wissenschaftliches Interesse muss natürlich auch vorhanden sein, Verständnis besonders für Physik, auch darf die Fähigkeit, selbständig denken und handeln zu können, nicht fehlen. Um an den schweizerischen Ausbildungsstätten zugelassen zu werden, muss man 18 Jahre alt sein, mindestens 3 Jahre Sekundarschule besucht haben (Handelsschul- oder Gymnasialbildung ist noch vorteilhafter), gute Kenntnisse in Maschinenschreiben und Stenographie besitzen sowie zwei Landessprachen, wenn möglich auch englisch sprechen, da die vorhandene Literatur meist englisch geschrieben ist. Sehr wichtig ist einwandfreies, beidäugiges Sehen.

Die Lehrzeit dauert zwei Jahre. Nach dem Abschlussexamen erhält die Orthoptistin ein Diplom der Schweizerischen Ophtalmologischen Gesellschaft, das sie zur Tätigkeit in einem Spital oder bei einem Privataugenarzt berechtigt. Nach entsprechender praktischer Betätigung kann die Orthoptistin zur leitenden Orthoptistin einer Sehschule (Augenklinik mit pleoptischer und orthoptischer Abteilung) vorrücken. Während der Ausbildungszeit erhalten die Schülerinnen eine gewisse, je nach dem Ausbildungsort verschiedene Entschädigung, nach Diplomabschluss ein Gehalt ähnlich dem der medizinischen Laborantin. Da die Ausbildung vielseitig ist, kann sich die Absolventin je nach Eignung mehr als Orthoptistin betätigen (Durchführung besonderer Behandlungsmethoden zur Behebung der Schwachsichtigkeit und des Schielens) oder als Augenarztgehilfin (Empfang, Sprechstundenhilfe, Spezialuntersuchungen, Korrespondenz, einfache Laborarbeiten). Eventuell kann der Beruf auch halbtägig ausgeübt werden.

Es ist ein neuer Frauenberuf; der fremde Name wirkt vielleicht zuerst etwas abschreckend, aber schon die Ausbildungszeit bringt im Zusammensein mit Kindern so viel Beglückendes, dass später der volle Dienst am menschlichen Auge nur befriedigen und erfüllen kann.

Pionierinnen des Frauenstudiums

Anlässlich der 500-Jahr-Feier der Universität Basel wurde das dicke Universitätsbuch von Professor Edgar Bonjour (früher Bern): Die Universität Basel, von den Anfängen bis zur Gegenwart, Verlag Helbing und Lichtenhahn, Basel, herausgegeben. Der in 50 Kapitel gegliederte Stoff ist nie nur trokken aufzählend, aus der unendlich reichen Fülle des Materials hat der Verfasser jeweilen einige besonders charakteristische Zitate auszuwählen verstanden, die uns vom Leben oder von den Menschen jener Zeit einen lebendigen Begriff geben. Aus der Lokalgeschichte wird ein Repetitorium der Geistesgeschichte Europas, in dem Basel schon seiner Druckereien wegen eine bedeutende Rolle einnahm. Wertvolle ganzseitige Bilder unterstützen das Wort, auch Dichtung (Sebastian Brant) und Musik (Ludwig Senfl 1547) fehlen nicht. Vom Leben der Studenten, zu Beginn waren es oft nur 12- bis 14jährige Knaben, hören wir auch recht viel, und später sogar von den Studentinnen (Kapitel 30), denen man im Anfang viele Schwierigkeiten bereitete.

«Dass Basel so zögernd, ja missmutig der Zeitströmung nachgab, lag einmal im Geist der traditionsreichen Universität begründet, wo Neuerungen sich nur langsam durchzusetzen pflegten», heisst es entschuldigend. Die Universität soll eine Stätte «strenger, selbstloser Forschung» sein, sie dürfe nicht zur «blossen Vorbereiterin auf den Lebensberuf herabsinken». Meta von Salis, eine unserer leider zu wenig bekannten Pionierinnen, durfte 1885 die Vorlesungen Jacob Burckhardts als Hörerin nicht besuchen. 1890 fasste dann der Regierungsrat den Beschluss, Frauen, die in Basel ihre Vorbildung erhalten hatten, zu den Vorlesungen zuzulassen. Als erste legte ihr medizinisches Schlussexamen ab Emilie Frey 1896. «Es ist zweifellos auch dem psychologischen Takt, dem Arbeitseifer und den tüchtigen Leistungen der ersten Studentinnen zuzuschreiben», schliesst das Kapitel, «dass das Frauenstudium in Basel, nachdem seine Einführung so hohe Wellen der Leidenschaft an der Universität und in der Oeffentlichkeit geworfen hatte, alle Entwicklungsstufen erfolgreich durchlief und sich so reibungslos durchsetzte, als unausbleibliche Folge moderner soziologischer Verhältnisse.» — Ziemlich viel später folgten die ersten Dozentinnen, von denen wohl die bekannteste die Russlandschweizerin Elsa Mahler war, zuletzt ausserordentlicher Professor für slawische Sprachen. Eine andere Professorin für ältere deutsche Literaturgeschichte, Maria Bindschedler, wirkt heute in Genf, und Irma Tschudi-Steiner mit einem Lehrauftrag für pharmazeutische Spezialgebiete ist jetzt — Bundesratsgattin in Bern!

Schön ist, dass das Buch mit einem Kapitel: «Friedensarbeit» schliesst. Basel hatte nach dem Krieg die Patenschaft der Universität Utrecht übernommen, eine «Kommission für akademische Nachkriegshilfe» war erfolgreich tätig. Auch ungarischen Studenten wurde spätter geholfen. Durch Kriege und geistige Erschütterungen (man denke an die Reformation, an die Trennung des Kantons u. a.) hindurch tritt die hohe Schule Basels gefestigt in das neue Jahrhundert, reich beschenkt, aber auch ihrer Verpflichtungen bewusst.

bfb.

Spiel und Sport im eigenen Garten

von F. K. Mathys, Konservator des Schweizerischen Turn- und Sportmuseums

Von allem Anfang an suchte der Mensch seine Umgebung nicht nur dem Lebensunterhalt dienstbar zu machen, sondern auch als Schmuck zur Erholung auszugestalten. Noch bevor er das erste Haus baute, verzierte er die Wände seiner Höhle mit kunstvollen Zeichnungen. Auf einer höheren Kulturstufe fand er in dem das Haus umgebenden Garten nicht nur den Segen der Früchte, sondern auch ein wenig Feiertagsglück im Schatten der Bäume, Wohltat für Glieder und Sinne. Bedeutet das Haus Schutz und Begrenzung gegen die Aussenwelt, so ist der Garten Rückkehr zum Ursprung, Geborgenheit inmitten aller Grenzenlosigkeit von Himmel und Erde zugleich, Zusammenklang von Natur- und Menschenwerk, es ist Zurückgewinnung eines winzigen Stückchens aus dem verlorenen Paradiese.

Der menschliche Spieltrieb, der ja nach Huizinga einer der wichtigsten Urtriebe aller kulturellen Entwicklung ist, hatte sich gerade in der Gartengestaltung gründlich ausgetollt, sei es in kunstvollen Blumenarrangements, sei es im Grundriss des Gartens. So wurde der Garten auch zum Spielplatz, nicht nur für Kinder, auch für die Erwachsenen, die hier in sinnvoller Bewegung im Spiel sich von der Gleichförmigkeit des Alltags zu erholen trachteten. Nachdem Rousseaus Ruf «Zurück zur Natur» ein weltweites Echo gefunden hatte, erfuhr auch der vorher streng symmetrisch angelegte Garten mit seinen Parterres — die prächtige Spielplätze boten — eine Wandlung und mit dem Aufkommen des englischen Gartens mit seiner scheinbar zufälligen Gestaltung der Weganlagen und künstlichen Wasserläufen bietet er nicht mehr allein einen teppichartigen Rahmen ums Haus, sondern mehr und mehr wurde er jetzt für Spiel und Sport benützt.

Der Geschichte all jener Spiele nachzugehen, die für längere oder kürzere Zeit in Gärten heimisch waren, ist nicht nur so sehr reizvoll mit den vielen Möglichkeiten und Varianten, sondern sie gibt uns auch wieder Anregungen, den Garten in vermehrtem Masse für Spiele zu benützen. Bleiben wir zunächst bei den einfachen Bewegungsspielen, bei denen es keine oder nur leicht zu improvisierende Requisiten braucht, so stossen wir schon bei den Römern auf das beliebte «Bäumchen-Wechseln», das dann aber besonders im galanten Zeitalter durch Marie-Antoinette zu einem beliebten Schäferspiel wurde. Nicht nur damit ergötzte sich die französische Königin mit ihren Hofdamen und Höflingen im wundervollen Park von Klein-Trianon, sondern auch mit dem ebenso alten Blindekuhspiel auf dem kurzgeschorenen Rasenteppich. Jeder Garten, und sei er auch noch so klein, ist ein günstiger Ort für Versteckenspiele. Der Spieltrieb im Rokoko ist ja so weit gegangen, dass sich die Damen und Herren sogar als Schäferinnen und Schäfer verkleideten, und betrachtet man alte Gravüren, so bietet sich noch heute ein Bild frohen, unbeschwerten Lebens bei Gartenfesten, warum also nicht auch einmal eine hübsche Gartenparty arrangieren? Welcher Garten hat nicht eine bescheidene Rasenfläche, auf der sich die mannigfachsten Kugelspiele abwickeln können. Auch hier wirkten die alten Römer beispielgebend. In Gärten hat man seit alters her gekegelt, freilich nicht immer wie heute mit neun, sondern auch mit sechs und drei Kegeln, oft verwendete man statt einer Kugel eine diskusartige Scheibe. Manchmal war die Kugel an einem Baumast oder Pfosten aufgehängt, ein amüsantes Spiel besonders für den kleinen Raum. Von den vielen Kugelspielen hat sich bei uns das Boccia einzubürgern gewusst, während der Marschall von Turennes schon im 17. Jahrhundert sich leidenschaftlich dem Jeu de boule hingab. Leider ist das aus dem Billard à terre hervorgegangene Mailspiel, das Krokett nicht mehr so en vogue wie einst, obwohl es doch alt und jung viel Vergnügen bereiten könnte. Man gibt sich wohl Mühe, in Gärten einen prächtigen Blumenflor zu züchten, hübsche Hecken und Vogelbrunnen anzulegen, sogar da und dort eine Gartenplastik aufzustellen — aber nur selten sieht man noch Kinder oder Erwachsene sich in einem Garten herumtummeln und noch seltener trifft man Leute beim Spiel an. Die Zeiten, wo es in grossen herrschaftlichen Gärten Kegelbahnen, Privatschiessanlagen oder gar Tennisplätze gab, scheinen endgültig vorbei zu sein, wobei man freilich in Betracht ziehen muss, dass die heutigen Gärten auch kleiner dimensioniert sind, als dies einst der Fall war.

Selbst Spiele mit dem kleinen Ball, dem Ursportgerät, scheinen in Abnahme begriffen zu sein, wir treffen kaum noch ballspielende Kinder in Gärten und Erwachsene halten sich für zu erhaben, sich mit einem Ball zu ergötzen. Dabei gibt es gerade heutzutage eine Menge wunderbarer Ballspiele Tennis — der weisse Sport, ist zwar längst kein Herrensport mehr —, aber um sich ihm hinzugeben, benötigt man doch mehr Raum, als er in den meisten Fällen vorhanden ist. Das aus dem königlichen «jeu de paume» in Frankreich hervorgegangene Tennis kann heute in Form eines Miniaturtennis betrieben werden als sogenannte Padder- oder Paddel-Tennis, dessen Anschaffung mit vier hölzernen Schlägern, Netzpfosten und Netz ca. hundert Franken kostet und auf einem Terrain von ca. 5 mal 10 Meter gespielt werden kann. Alle beim richtigen Tennis vorkommenden Schläge, wie Vorhand, Backhand, Volley, Smash und alle Service können hier geübt werden. Verwandt und gleichfalls aus dem «jeu de paume» hervorgegangen ist das baskische Pelota, aus welchem ein in den Pyrenäen lebender Schweizer das «Jokari» entwickelt hat. Die beim Pelota notwendige Wande (Fronton) wird durch eine Gummischnur ersetzt, an welcher der Ball befestigt ist und damit stets wieder in die Nähe des Ausgangspunktes zurückkehrt. In Frankreich hat sich dieses bewegungsreiche Spiel als Vorübung für das Tennis gerade bei der Jugend sehr eingebürgert. Schon im 17. Jahrhundert herrschte einmal die Mode des Federballspiels und Königin Christine von Schweden spielte es mit den Theologen ihres Hofes, Kronprinz Friedrich von Preussen aber allein mit zwei Raketts. Das heute unter dem Namen Badminton meist regellos gespielte Hin- und Herschicken des befederten Bällchens gehört wohl zu den häufigsten Gartenspielen. Zwischen Badminton und Tennis steht das neuartige aus Frankreich gekommene «Leaper». Hier werden die Bälle mit einem melkstühlchenartigen Stöpsel über ein hochgespanntes Netz befördert und wieder zurückgeschlagen. Es kann auf kleinstem Raum von vier Personen betrieben werden. Nicht vergessen wollen wir das zur Biedermeierzeit aufgekommene Ringwurfspiel, des Auffangs von zugeworfenen Reifen mittels Stäbchen.

Mit dem Pfeil und Bogen ergötzte sich Goethes Sekretär Eckermann im Garten, denn der Dichterfürst hätte zu gerne das Bogenschiessen aus Brabant wieder nach Weimar verpflanzt, vermochte jedoch nur seinen Famulus dafür zu begeistern. Goethe selbst hat in Gärten das Schiessen auf künstliche Papageien veranstaltet. Auch das Bogenschiessen braucht nicht unbedingt in einem Club ausgeübt zu werden, man kann es sehr gut mit Familienmitgliedern und Freunden betreiben. Wer tut es Goethe und Eckermann gleich, so möchte man fragen. Ein Volkssport ist in England und den USA drüben das «d'Arc-Spiel» — ebenfalls uralt — wo mit befiederten Pfeilen von Hand auf eine Bastscheibe geworfen wird. In den Gärten vieler amerikanischer Bungalows stehen diese Bastscheiben, wie drüben in den USA von Filmstars schon vor dreissig Jahren im eigenen Garten Minigolf gespielt wurde. Wie wäre es, wenn wir in unserm Gärtchen selbst eine solche Anlage bauen würden? Verwandt mit dem Pfeilwerfen ist das Stechvogelschiessen, bei welchem ein vogelförmig geschnitzter Pfeil mit einem Eisenspitzschnabel an einer Schnur aufgehängt, zurückgezogen und dann auf eine aufgestellte Scheibe geschnellt wird, ein Vergnügen, das schon zu Zeiten von Hans Sachs sehr beliebt war.

Bei all dem wollen wir nicht vergessen, dass Sport und Spiel im eigenen Garten individuell gestaltet werden kann und bei Gartenfesten mit Freunden eine willkommene Attraktion bilden kann, besonders, wenn der Gastgeber noch Preise aussetzt und die Gäste mit Ueberraschungen bedenken kann.

Die Hausfrau als Arbeitgeberin

«Wie kommt es nur, dass meine Hausangestellten nie lange Zeit bei mir bleiben, während meine Freundin seit Jahren das selbe Mädchen hat, und zwar eine ‚Perle'?» So klagte kürzlich eine Nachbarin. Meines Erachtens wäre die richtige Formulierung der Frage gewesen: «Was mache ich falsch, dass meine Hausangestellten mich jeweils so rasch wieder verlassen?» Denn nicht selten liegt es auch an der Arbeitgeberin, wenn das Verhältnis zur Angestellten kein gutes ist, wobei selbstverständlich die Ausnahme die Regel bestätigt.

Es ist nämlich keineswegs so leicht, eine gute Arbeitgeberin zu sein. Dies wird deutlich ersichtlich bei der Lektüre der Broschüre: «Die Hausfrau als Arbeitgeberin», die von der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst, Zürich, herausgegeben wurde.

Während der Schulung der Vorgesetzten in Gewerbe und Industrie grosse Aufmerksamkeit geschenkt wird, fehlt diese bei den Anstellungsverhältnissen im Haushalt fast vollständig. Durch Normalarbeitsverträge, die in den meisten Kantonen existieren, sind wohl die Fragen der Freizeit und Ferien, der Unterkunft, des Lohnes, der Versicherungen usw. geregelt. Ebenso wichtig aber wie diese äusseren Regeln sind die menschlichen Beziehungen zwischen der Familie des Arbeitgebers, vor allem der Hausfrau, und der Angestellten. Um diese menschlichen Beziehungen angenehm zu schaffen, braucht es jedoch auch eine gewisse «Schulung» der Hausfrau, sofern nicht eine glückliche Veranlagung diese Schulung unnötig macht.

Die interessante Broschüre gibt Antwort auf die verschiedensten Fragen und Probleme, die das Verhältnis zwischen Hausfrau und Angestellter betreffen. Sie enthält nebst einer Einführung von H. Mäder, Sekretärin der Schweizer. Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst, Zürich, die Referate der 3. Informationstagung der «Schweizer. Arbeitsgemeinschaft» vom 15. März 1960. Die Themen lauten: «Die moderne Familie und das Hausangestelltenproblem» von Hanni Zahner, Zürich. «Die rechtlichen Grundlagen für die Gestaltung des Hausdienstverhältnisses» von M. Oechslin, Schaffhausen, «Was erwartet die Hausangestellte von der Arbeitgeberin?» von B. Stucki, Zürich, und «Hausfrau - Hausangestellte» von E. Marfurt-Pagani, Luzern.

Schon diese Titel verraten, wie vielfältig das Problem ist. Die Hausangestellten, die vielleicht in früheren Zeiten von den Eltern an die Tochter, weitergegeben wurde, existiert heute kaum mehr, da die grosse Familiengemeinschaft von früher meistens auch nicht mehr vorhanden ist. Die moderne Familie besteht heute in der Regel nur noch aus Eltern und Kindern, so dass die Frau die Last und die Verantwortung des Haushaltes, der Kinderpflege und Erziehung allein zu tragen hat. Sie braucht also um so notwendiger eine Haushalthilfe. Diese sind jedoch sehr rar geworden, da die jungen Mädchen lieber einen Beruf erlernen, der ihnen geregelte Arbeitszeit und Freizeit und persönliche Freiheit und Unabhängigkeit sichert. Darum bemüht man sich seit Jahren, den Hausdienst zu einem Beruf mit Lehrvertrag zu machen. Aber auch da, wo ein Vertrag die Rechte und Pflichten von Arbeitgeberin und Arbeitnehmerin regelt, stellen sich noch viele Probleme, welche das menschliche Verhältnis, das nahe Zusammenleben im Haushalt, mit sich bringt. Sowohl für die Hausfrau wie für die Hausangestellte ist es nicht immer leicht, Wünsche und Notwendigkeiten auf einen Nenner zu bringen.

Die Forderung nach einem guten und modernen Normalarbeitsvertrag, der beide Parteien schützt, wird immer mehr anerkannt. Wie in andern Berufen müssen sich Hausfrauen und Hausangestellte zusammentun und ihre Arbeitsverträge immer besser gestalten. Nur dann ist Aussicht vorhanden, dass der Mangel an Hausangestellten, wenigstens zum Teil, behoben werden kann.

«Was erwartet die Hausangestellte von ihrer Arbeitgeberin?» Fräulein B. Stucki, Berufsberaterin, betont, dass das gute Arbeitsverhältnis in erster Linie von der Persönlichkeit, von der Autorität der Arbeitgeberin abhängt. Autorität, doch nicht Herrschsucht! Die Hausangestellte erwartet von ihrer Arbeitgeberin Fachkenntnisse, Wohlwollen und Loyalität. Sie verlangt Respektierung ihrer Persönlichkeit und Diskretion, welch letztere sie selbst ihrer Arbeitgeberin gegenüber als eine Selbstverständlichkeit betrachten muss. Dass auch der Ehemann und die Kinder zum guten oder schlechten Einvernehmen viel beitragen, ist verständlich. Kurzum, ein gutes Arbeitsklima ist auch in einem Haushalt-«Betrieb» von grösster Wichtigkeit. An vielen lebhaften Beispielen werden diese Fragen eingehend besprochen.

Zum Schluss wird auch das Hausdienstverhältnis vom Blickpunkt der Hausfrau aus beleuchtet. Vorweggenommen wird, dass die ideale Dienstherrin ebenso wenig existiert wie die ideale Hausangestellte, die «Perle». Auch Frau Marfurt misst der menschlichen Beziehung grösste Bedeutung bei. Sie erwähnt drei Dinge, welche die Hausfrauen von den Hausangestellten verlangen müssen: die innere Treue, die Mitverantwortung und die natürliche Zurückhaltung der Familie des Brotgebers gegenüber. Aus diesen drei Forderungen ergeben sich die Voraussetzungen, die ein schönes und wertvolles Dienstverhältnis garantieren, sofern die Dienstherrin ihrerseits gewillt ist, von ihrer Angestellten nicht mehr zu fordern, als was diese zu leisten vermag. «Der Mensch hüben und drüben gebe den Ausschlag, so will es die einzig gültige Rangordnung der Werte.» Diese Worte beschliessen die interessante Broschüre, die bestimmt mancher Hausfrau helfen kann, ihr Verhältnis zur Hausangestellten angenehm zu gestalten.

F. H. Basel

Der Brief als Hilfsmittel der Einzelfürsorge

(SGG) Unter diesem Titel ist kürzlich, verfasst von Albrecht Wenger, an der Schule für Soziale Arbeit Zürich eine Diplomarbeit herausgekommen, die es verdient, in weitern Kreisen bekanntgemacht zu werden und die auch bei der Pro Juventute-Bibliothek, Seefeldstrasse 8, Zürich 8, ausgeliehen werden kann. Der Verfasser hat zu seiner Arbeit selbst den folgenden Auszug geschrieben:

In der Einzelfürsorge vollzieht sich der Kontakt vom Fürsorger zum Schützling mit Hilfe von drei Kommunikationsmitteln, dem Gespräch, dem Brief und dem Telephon. Das bedeutsamste Verbindungsmittel ist ohne Zweifel das Gespräch, für das eine erprobte Methodik besteht. Dagegen ist der Fürsorgebrief bis heute nur wenig untersucht worden. Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch, einige Grundzüge des Fürsorgebriefes, seine Wirksamkeit und Anwendungsmöglichkeiten, Vorzüge und Gefahren herauszuarbeiten. 90 Briefbeispiele aus der Praxis dienten als Material. Der Verfasser kommt zu folgenden Feststellungen:

1. Der Brief ist ein durchaus brauchbares Verbindungsmittel vom Fürsorger zum Schützling. Er wird allerdings meistens nur als «Ersatzmittel» verwendet, nämlich dann, wenn wegen Zeitmangel, grosser Distanzen oder aus andern Gründen ein Gespräch nicht möglich ist. Er vermag jedoch darüber hinaus um seiner spezifischen Eigenschaften willen auch als eigenständiges Kommunikationsmittel nützliche Dienste zu leisten.

2. Beim Fürsorgebrief sind unter anderm folgende Tatsachen von Bedeutung: die Möglichkeit für beide Seiten, ruhiger und präziser zu überlegen als dies im Gespräch möglich wäre; die im Vergleich zu einem Haus- oder Bürobesuch diskretere Wirkung; die visuell erfassbare Darstellung einer Mitteilung und die dadurch bei vielen Klienten erhöhte Wirksamkeit; schliesslich die Möglichkeit der wiederholten Lektüre. Diese Faktoren wirken sich in der Praxis überwiegend als Vorzüge aus. Ihnen sind die Nachteile und Gefahren gegenüberzustellen: die Unmöglichkeit, die Reaktion des Schützlings auf die Mitteilung augenblicklich, wenn überhaupt, zu kontrollieren; die Gefahr von Missverständnissen und Missbrauch; die, gemessen am persönlichen Gespräch, nur mittelbare Wirkung auf den Schützling.

3. Der Brief braucht nicht auf einfache, sachliche Mitteilungen beschränkt zu bleiben; er kann auch auf persönliche Probleme des Klienten eintreten, doch sollte er dies, wenn immer möglich, nur tun, wenn eine gute Beziehung zum Schützling bereits besteht. Briefe, die den ersten Kontakt zum Klienten herstellen, sollten in der Regel nur die Beziehung zum Fürsorger einleiten; die eigentlichen Probleme sollten einem nachfolgenden Gespräch überlassen bleiben.

4. Der Fürsorgebrief lässt sich nicht in ein Schema zwängen; er muss vielmehr vom Einzelfall her bestimmt werden. Dies gilt namentlich für den Ton des Briefes.

5. Auch mit dem Mittel des Briefes kann durchaus bewusst und methodisch gearbeitet werden. Die untersuchten Briefbeispiele wurden im besonderen daraufhin geprüft, inwiefern sie die Beziehungen zum Klienten fördern halfen, in welcher Weise sie sich der Eigenart des Schützlings anpassten und wie sie zu dessen Aktivierung beitrugen.

Tip für die Apfelzeit

Apfelmus haltbar gemacht. Apfelmus herstellen wie üblich und kochend heiss in vorgewärmte Sterilisierflaschen einfüllen so hoch wie möglich und sofort mit dem ebenfalls heissen Gummiring und Deckel verschliessen, Bügel aufsetzen und mit einer alten Wolldecke zugedeckt langsam auskühlen lassen. Genügend Zucker beigeben.

Radiosendungen

vom 14. bis 20. August 1960

Montag, 15. August, 14.00: Notiers und probiers: Eine Handarbeit — Die Chefin erklärt — Lustiges Rechnungsspiel — Kleine Winke — Die Minute des Lächelns; 17.00: Gedichte von Margot Scharpenberg. — Dienstag, 14.00: Frauenleben in Pakistan. Manuskript: Annemarie Hussein. — Mittwoch, 14.00: Wir Frauen in unserer Zeit. Berichte aus dem In- und Ausland. — Donnerstag, 14.00: Die persische Frau. Die Weltenbummlerin Christl Welzenbacher erzählt. — Freitag, 14.00: Zum Jahr der geistigen Gesundheit: Aus der Sprechstunde der Eheberaterin (Dr. Hilde Stolba-Huber).

Redaktion:
Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426 Zürich 55. Tel. (051) 35 30 65, abwesend,
Stellvertretung: Doris Christen, Postfach 100, Schaffhausen, Tel. (053) 5 41 35
Mitteilungen und Texte betr. Veranstaltungen sind **direkt** an die Administration, Postfach 210, Winterthur, zu richten.
Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Der schweizerische Familienroman, der sich im Glarnerland, in Graubünden und Zürich abspielt und der manche Probleme der Schweizer Frauen aufzeigt

BETTY KNOBEL:*
«Zwischen den Welten»

229 Seiten in zweifarbigem, broschiertem Umschlag: Fr. 7.50

* Betty Knobel hat Ende 1959 von der Stadt Zürich eine Ehrengabe für ihr literarisches Schaffen zugesprochen erhalten.

Die Unterzeichnete bestellt

..... Exemplare des Romans Betty Knobel «Zwischen den Welten» à Fr. 7.50 beim Verlag «Schweizer Frauenblatt», Technikumstrasse 83, Winterthur.

Name und Vorname der Bestellerin:

.....

Genaue Adresse:

.....

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30 VORHÄNGE

hugo peters
„Récamier", eines von 10 schönen Couchbetten aus eigener Werkstatt - mit und ohne Bettzeugraum.
Bettstatt Fr. 455.-
Modelle ab Fr. 93.-
Dazu DEA- und Rosshaarmatratzen. Nach individuellen Wünschen: — mollig weich — beliebig hart — oder extra warm.
Bellevuehaus, Limmatquai 3 Telephon 24 73 79
hugo peters ZÜRICH LIMMATQUAI 3

Jede Leserin
die uns ein neues Jahresabonnement auf das «Schweizer Frauenblatt» vermittelt, erhält nach Eingang der Abonnementszahlung von Fr. 15.80 eine Vermittlungsprovision von Fr. 7.— überwiesen.
Genossenschaft und Administration Schweizer Frauenblatt, Winterthur

Das Schweizer Frauenblatt wird nicht nur von Einzelpersonen abonniert, sondern auch von über 200 Kollektivhaushaltungen!

Ich suche für mein Couture-Atelier
eine tüchtige Damenschneiderin mit langjähriger Erfahrung in Haute couture
als Mitarbeiterin. Es besteht die Möglichkeit einer späteren Geschäftsübergabe. Eine initiative und tatkräftige Frau kann sich durch Fleiss und Mühe einen schönen Wirkungskreis schaffen.
Gleichzeitig suche ich einige tüchtige
Arbeiterinnen auf Jaquette u. Flou
Offerten mit Photo sowie Zeugnissen erster Häuser sind zu richten unter **Chiffre Z 13 277 Y an Publicitas Bern.**

Viele Menschen sind «wetterfühlig!», d. h. sie spüren bei Wetterumschlag (vor allem bei Föhn) einen beklemmenden Druck, werden nervös, reizbar, fühlen sich deprimiert und wie zerschlagen. Der «Druck im Kopf» geht in Kopfschmerzen über, der die Arbeitslust lähmt. «Wetterfühlige» werden somit ein «Opfer» des Wetters. Wie können Sie sich rasch helfen? Sehr einfach! Nehmen Sie bei diesen Kopfschmerzen **1—2 Spalt-Tabletten** und oft schon **in wenigen Minuten verschwinden Benommenheit und Kopfdruck** und das gestörte Gleichgewicht wird wieder hergestellt. Sie brauchen keinesfalls ein Opfer des Föhns zu werden, wenn Sie **Spalt-Tabletten** zur Hand haben. 10 Tabletten zu Fr. 1.20, 20 Tabletten Fr. 2.20. In allen Apotheken und Drogerien. Prof. Dr. med. Much AG. Zürich. 12406.